
H
4038
96.5
3 2044 010 641 363
HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY


VE
RI
TAS





Alte und neue Richtungen

in der

Geschichtswissenschaft.

Von

Karl Lamprecht.

I. Über geschichtliche Auffassung und geschichtliche Methode.
II. Ranke's Ideenlehre und die Jungrankianer.

Berlin 1896.
R. Gaertners Verlagsbuchhandlung
Hermann Heyfelder.
SW. Schönebergerstraße 26.

Vorwort.

Als ich im Jahre 1891 den ersten Band meiner Deutschen Geschichte herausgab, war ich mir bewußt, daß die ihm zu Grunde liegende Auffassung der geschichtlichen Wissenschaft bei den älteren Vertretern der Disziplin Anstoß erregen würde. Ich konnte demgemäß eine Debatte über die Prinzipien unserer Wissenschaft erwarten.

Statt dessen geschah etwas anderes. Gelegentlich hat sich einer oder der andere Vertreter älterer Anschauungen mündlich oder brieflich in Erörterungen über den Gegenstand mit mir eingelassen. Im übrigen aber herrschte Schweigen, und nur von einer bestimmten, weithin sichtbaren Stelle aus wurde der Versuch gemacht, mich ausschließlich durch den angeblichen Nachweis einer Anzahl von Detailfehlern meines Buches „wissenschaftlich zu vernichten". Bei dem Charakter meines Buches, dessen Absichten nach ganz anderen Seiten gehen, natürlich ohne Erfolg; persönlich habe ich mich um diesen Schlag ins Wasser nicht besonders gekümmert.

Unter diesen Umständen war es mir eine große Freude, als das Januarheft der Preußischen Jahrbücher von diesem Jahre endlich, wenn auch erst infolge einer von mir ausgegangenen Anregung, einen Angriff von seiten des Kieler Historikers Rachfahl gegen Methode und Auffassung meines Buches brachte[1]. Zwar ergab sich für mich schon bei der ersten Lektüre,

[1] F. Rachfahl, Deutsche Geschichte vom wirtschaftlichen Standpunkt, Pr. JBB. Band 83, S. 48—96.

daß hier der Kern meiner Anschauungen nicht berührt wird, auch nur der vierte Band meines Buches zur Formulierung des Gegensatzes herangezogen ist — aber ist es doch ein Anfang, dem fruchtbare Erörterungen folgen können.

Für mich unterlag es von vornherein keinem Zweifel, daß es meine Pflicht sei, in ernstere Diskussionen meiner Auffassung der Geschichtswissenschaft einzutreten. Nur die Form ließ sich gegenüber dem vorliegenden, bloß nach gewissen Seiten hin ausgiebigen Angriff nicht leicht finden. Um der Erörterung eine breitere Grundlage zu geben, schien es mir schließlich geeignet, einen Vortrag, den ich auf dem hiesigen „Historischen Abend" im vergangenen November über einige Grundfragen der Geschichtswissenschaft gehalten habe, der Abweisung der Ansichten Rachfahls vorausgehen zu lassen, diese selbst aber zum großen Teil mit der Darstellung und Kritik der Ideenlehre Rankes zu verbinden. So entstand die kleine, jetzt vorliegende Schrift. Wie man sich auch zu den in ihr vorgetragenen Ansichten im einzelnen stellen mag, so hoffe ich doch darin weitgehender Übereinstimmung zu begegnen, daß in ihr wichtige, einer Erörterung würdige Fragen unserer Disziplin behandelt sind.

Leipzig, den 27. Januar 1896.

Lamprecht.

I.

Über geschichtliche Auffassung und geschichtliche Methode.

In dem warmen und gedankenreichen Nachruf, welchen Friedrich Meinecke, als Mitherausgeber der Historischen Zeitschrift, Heinrich von Sybel gewidmet hat (Historische Zeitschrift 75, S. 390 bis 395), finden sich am Schluß zur Charakteristik der gegenwärtigen Lage der Geschichtswissenschaft folgende Sätze: „Wir bemühen uns, die politische Weisheit der sybelschen Generation als Erbe festzuhalten; aber es fehlt uns dabei der unmittelbare politische Impuls, und so versiegt eine Quelle des Lebens für uns. Unsere Wissenschaft spaltet sich jetzt in eine mehr zu Ranke zurücklenkende Richtung, welche in dem Reichtum der Jahrhunderte schwelgt, aber die Geschichte mehr wie ein ästhetisches Schauspiel genießt und deswegen in der Gefahr der inneren Erschlaffung steht, und in eine stark positivistisch denkende, welche sich allerdings des belebenden Zusammenhanges mit den sozialen Fragen des Tages berühmt, aber an innerer Klarheit weit zurücksteht hinter den Leistungen der sybelschen Generation, zu einer wirklich harmonischen Erfassung des historischen Lebens noch nicht gelangt ist und bei der Einseitigkeit ihrer Voraussetzungen auch wohl schwerlich gelangen wird. Wir, die wir meinen, daß die idealistische Weltauschauung und das intensive Staatsgefühl des älteren Geschlechtes sich noch keineswegs ausgelebt haben, wollen ein Vermächtnis in Treue pflegen, ohne daß wir es deswegen epigonenhaft zum unverrückbaren Dogma erstarren lassen brauchen. Es wird dann schon

die Stunde schlagen, wo wieder ein frischerer Wind in die Segel weht, wo wir mit den uns überkommenen und von uns weiter gebildeten Ideen wieder hervortreten können aus der Stille des Gelehrtenlebens, um der Nation zu beweisen, daß unsere emsige Arbeit auch für die Aufgaben der Gegenwart nicht fruchtlos geblieben ist."

Merkwürdige Worte vor allem der Resignation! Sollte es mit der politischen Geschichtschreibung im engeren Sinne wirklich so schlimm stehen? Gewiß hat man auf diesem Gebiete schon von „Reaktionären" gesprochen. Aber die Auffassung, daß es auf dem Gebiete der politischen Geschichte nur eine Richtung gäbe, die der rückwärts gewandten Jungrankianer, ist doch zu eng. Wie soll da die Richtung etwa Treitschkes bestimmt werden? Und wie die vieler süddeutscher und deutschösterreichischer politischer Historiker, von den einzelnen geschichtlichen Richtungen in Norddeutschland nicht zu reden? Der Nekrolog charakterisiert nur eine kleine Gruppe von politischen Historikern, deren Stimmung in ihm richtig wiedergegeben sein mag.

Die politische Historie als Ganzes aber darf wahrhaftig mit mehr Optimismus in die Zukunft schauen. Schon deshalb, weil eine politische Richtung neben dem Konzert anders gearteter Bestrebungen innerhalb der gesamten Geschichtswissenschaft unerläßlich ist. Ihr Zerfall, ja ihr bloßes Zurücktreten wäre mindestens beim heutigen Stand der geistes- und der speziell geschichtswissenschaftlichen Forschung ein Unglück. Freilich: mit dem alten Programm wird sie nicht fortleben können. Es scheint mir ein Irrtum und ungeschichtlich gedacht, wenn man für dieses Programm ein Wiederaufleben der besonderen Umstände erwartet, unter denen es vor etwa einem halben Jahrhundert aufgestellt wurde. Die kleindeutschen Ideale sind erfüllt; die junge deutsche Generation im Reiche wie außerhalb der schwarzweißroten Grenzpfähle streckt sich nach Weiterem; ein glänzender Aufschwung nationalpolitischer Geschichtsschreibung wird schwerlich aus einem anderen als einem irgendwie alldeutsch gefärbten politischen Programm hervorgehen können.

Aber ich verweile zu lange bei Fragen speziell politisch-geschichtlichen Charakters. Weit mehr zu denken geben die Worte Meineckes über die andere moderne Strömung in der geschichtlichen Forschung, die stark positivistisch denkende, wie er sich ausdrückt. Man kann darüber hinweggehen, daß er sie als noch nicht zu einheitlicher Auffassung gelangt hinstellt, daß er ferner glaubt, ihre einseitigen Voraussetzungen würden die Entwicklung einer solchen Auffassung ausschließen. Die Bewegung ist noch so jung, wie die politische Geschichtsschreibung der Generation Sybels war, als sie in den vierziger Jahren in sehr verworrener Weise „aus der Geschichte die Politik aufzuerbauen für höchste Not" hielt[1]: Qui vivra verra.

Treten wir aus dem Bereiche der Prophezeiungen auf den Boden der Wirklichkeit, so bleibt die Gegenüberstellung der alten und neuen Richtung als der positivistisch denkenden und der idealistischen: also eine Charakterisierung vom Standpunkte der für beide Teile angenommenen Weltanschauung. Gegen eine solche Stellungnahme muß meines Ermessens Einwendung erhoben werden. Im Interesse beider Teile. Es kann keinen wahrhaft wissenschaftlichen Betrieb der Geschichte geben, der sich abhängig dächte von den Voraussetzungen irgendwelcher „Weltanschauung", möge diese idealistisch, positivistisch oder sonst welcher Art sein. Die Geschichtswissenschaft ist im Rahmen der für die Induktion geltenden erkenntnistheoretischen Kautelen und Ergänzungen eine induktive Wissenschaft; also kann nur der jeweilige Charakter des induktiven Beweisverfahrens und dessen verschiedenartige Auffassung wahrhaft wissenschaftliche Gegensätze und Strömungen in ihr begründen. Das ist gerade für die Geschichtswissenschaft um so mehr zu betonen, als diese Erkenntnis auch heute bei ihren Vertretern noch keineswegs Gemeingut geworden ist, obwohl sie an sich auf der Hand liegt und außerdem auch noch neuerdings wiederholt, z. B. in dem weitverbreiteten Lehrbuche Bernheims und in der Einleitung

[1] Worte Jakob Grimms in den Verhandlungen des Frankfurter Germanistentages 1866, S. 16.

zur zweiten Auflage des ersten Bandes meiner Deutschen Geschichte, ausdrücklich betont worden ist. Der Streit z. B. über das Verhältnis der politischen Geschichte zu den kulturgeschichtlichen Fächern und über das „eigentliche" Arbeitsgebiet der Geschichte, wie er vor einigen Jahren aufs lebhafteste geführt wurde, hätte sonst nicht aufgeworfen werden können. Eine Wissenschaft charakterisiert sich erst sekundär durch die mehr oder minder weite Abgrenzung der Gebiete, worauf sie sich bezieht: nur in großen Ausnahmefällen, und niemals bei innerlichster Auffassung ihres Werdeganges, wird sie einen grundsätzlichen Fortschritt in ihrer Entwicklung durch Eroberung neuer Gebiete machen, sondern immer nur durch eine wesentliche Weiterbildung ihrer Methode.

Und ein Unterschied der Methode, nicht der Weltanschauung, liegt bei tieferer Betrachtung meines Ermessens auch dem gegenwärtigen Fortschritt der Geschichtswissenschaft zu Grunde, der die Vertreter des Faches in zwei Heerlager spaltet. Hierüber möchte ich im folgenden einige kurze Ausführungen bringen.

Der Popularisator der leibnizschen Philosophie, Wolff, unterschied drei Arten der Erkenntnis, die mathematische, welche die Dinge nur nach ihren Größenverhältnissen betrachtet, die historische, welche nur ihre Thatsächlichkeit feststellt, und die philosophische, welche ihre Gründe untersucht. Ihm stand also die Geschichte noch auf dem ursprünglichsten aller Standpunkte: sie hatte das Einzelne, die isolierte Thatsache, festzustellen und zu buchen.

Darüber war nun freilich die Praxis der Geschichtsforschung schon zu Wolffs Zeit, vor allem eben durch Wolffs philosophischen Inspirator, Leibniz selbst, weit hinausgegangen. Sie hatte die Folge der Ereignisse ins Auge gefaßt; sie war nach Wolffs Einteilung philosophisch geworden; sie hatte die Thatsachen zu erklären gesucht. Wenn sie nun so vorging, wenn sie nach dem Warum fragte, hatte sie als Motor der Erklärung das Zweckprinzip angewandt; denn der Zweck ist die aus der Vorstellung des Bewirkten erschlossene Ursache. Dabei waren aber die von ihr gesuchten und gefundenen Zwecke immer In=

dividualzwecke; sie führten von Thatsache zu Thatsache; sie waren singulärer und konkreter Natur; sie schmiegten sich der von so vielen geschichtsmethodischen Erörterungen her wohlbekannten „unendlichen Mannigfaltigkeit der geschichtlichen Thatsachen“ an.

Es ist noch heute der Standpunkt der älteren geschichtswissenschaftlichen Richtung. Und dieser Standpunkt mit seiner alleinigen Anwendung des Zweckbegriffes hat den unleugbaren Vorteil, ungemein leicht verständlich zu sein, denn er befindet sich in Übereinstimmung mit dem ungeläuterten, ursprünglichen, empirischen menschlichen Bewußtsein. Diesem ist eben „der Zweck der herrschende Begriff, unter welchem alles Einzelne beurteilt wird: er wird mit der Ursache verschmolzen, und verdrängt in dieser Verbindung alle Formen der Kausalität“ [1]. Erst langsam gewinnt dem gegenüber die Kausalverknüpfung im nunmehr wissenschaftlich gewandten Denken Raum; noch die physiko-theologischen Systeme des vorigen Jahrhunderts sind bekanntlich vom Gedanken allgemeiner Zweckverbindungen getragen.

Sind nun aber Zweck und Kausalverknüpfung vollkommen voneinander geschiedene intellektuelle Vorgänge? Keineswegs! Sie sind nur verschiedene, unserem Denken gleich immanente Betrachtungsweisen eines und desselben Vorganges. Denke ich mir die vorgestellte Wirkung irgend eines Geschehnisses als dessen Ursache, so wird diese Ursache zum Zweck. In diesem Zusammenhang liegt es aber allerdings beschlossen, daß der Zweckbegriff im objektiven Sinne bei eingehenderer wissenschaftlicher Betrachtung nur auf menschlich individuale, klar gedachte Handlungen angewandt werden kann: denn nur diese vollziehen sich unter Verursachung durch klar vorgestellte Wirkungen. Daher ist es vollständig richtig und begreiflich, wenn die Geschichtsforschung, so weit sie es mit solchen eminenten Zweckhandlungen zu thun hat, sich auch an den Zweckbegriff als Erklärungsgrund hält.

[1] Wundt, Logik² I, 631.

Aber sind nun alle menschlichen Handlungen klare und eminente Zweckhandlungen im beschriebenen Sinn? Kann der Einzelne nicht geradezu zwecklos handeln? Und giebt es nicht ein unendlich ausgedehntes Gebiet gewohnheitsmäßigen und generischen Handelns, in welchem, da alle in gleicher geschichtlicher Lebenshaltung Stehenden auch wesentlich gleich verfahren, das individuelle Moment des Thuns vollkommen zurücktritt vor der generischen Gleichmäßigkeit des Ergebnisses aller Handlungen? Beruht nicht auf diesem Moment jede, menschliche Handlungen irgend welcher Art erhellende Statistik? Und läßt sich da bei solchen Handlungen noch von individuellen, eminenten und klaren Zwecken reden? Der Betrachtung schiebt sich hier als Erkenntnisprinzip statt des Zweckbegriffes vielmehr das der Kausalität, sei es mittelbar oder unmittelbar, unter.

Es ist klar, daß damit eine Zweiteilung der geschichtswissenschaftlichen Methode als der Methode, zum Verständnis der menschlichen Handlungen zu gelangen, gegeben ist. Individuale, eminente Handlungen werden immer durch im Sinn des Zweckbegriffes verlaufende Hypothesen miteinander zu verknüpfen sein, Handlungen dagegen und Handlungskomplexe, welche sich als einer bestimmten Lebenshaltung gewöhnlich angehörig charakterisieren, mithin generischer Natur sind, werden der Aufhellung durch Hypothesen bedürfen, die von der Annahme eines kausalen Verhältnisses ausgehen. Demgemäß treten als die beiden Seiten geschichtlicher Forschung Personen- und Lebenshaltungsgeschichte, individuale und generische oder kollektivistische Geschichte auseinander.

Freilich nicht in dem Sinne, daß sie je irgendwo getrennt in absoluter Reinheit vorkommen. Sie sind vielmehr praktisch überall aufs innigste verquickt. In der Kunstgeschichte gehört z. B. die Geschichte des Stiles der generischen Geschichte, die Geschichte der Künstler, insofern sie Eminentes geleistet haben, der Individualgeschichte an. Nicht anders mutatis mutandis in der Litteratur- und in der Rechtsgeschichte, sowie sonst auf dem Gebiete der sogenannten Geistes- wie der Wirtschafts- wie endlich auch der politischen Geschichte. Nur daß auf dem

einen Gebiete mehr die generische Geschichte, auf dem anderen mehr die Personengeschichte von Bedeutung sein wird.

Sind so die beiden Methoden der Forschung, die kausale wie die teleologische, unmittelbar und aufs innigste überall auf historischem Boden miteinander verknüpft, so entsteht um so mehr die Frage nach ihrer gegenseitigen quantitativen Abgrenzung.

Und hier eben tobt der Streit der Meinungen. Das vorige Jahrhundert hat, so weit es rationalistisch war, noch alles historische Geschehen aus isolierten Einzelhandlungen abgeleitet, mithin auf das gesamte Gebiet der Geschichte die Präsumtionen persönlich-eminenten Zweckhandelns und individualer Psychologie übertragen. Es ist ein Standpunkt, der heute theoretisch wohl wenige Verteidiger mehr findet, die Praxis aber noch, bewußt und unbewußt, weithin beherrscht.

Dem trat aber nun immer mehr die Forderung der Anwendung des Kausalitätsprinzipes entgegen: auch auf geschichtlichem Gebiet sollte es heißen: scire est per causas scire. Wie weit hatte dieser, wenn absolut durchgeführt, nicht minder einseitige Standpunkt Aussicht auf Erfolg? Noch im Beginn unseres Jahrhunderts schien er kaum Daseinsberechtigung zu finden. Aber bald zeigte sich, daß das Reich der von uns durch Ursache und Wirkung verknüpft gedachten Vorgänge, das man bisher zumeist mit dem des mechanischen Naturgeschehens identifiziert hatte, damit keineswegs abgeschlossen war. Es erweiterte sich vielmehr von Tag zu Tage, und ihm wurden zahlreiche Provinzen auch vollbewußten Lebens unterworfen und dauernd einverleibt. So hat z. B. noch Kant die Ausdehnung des Kausalprinzipes auf die biologischen Wissenschaften, wie sie heute durchgeführt ist, zum guten Teile für unmöglich gehalten. Und allbekannt ist, daß im Laufe unseres Jahrhunderts namentlich eine große Reihe sozialer Vorgänge unter gewissen Kautelen besonders statistischen Charakters dem Reiche der Kausalzusammenhänge eingefügt worden ist: darauf beruht es, wenn die Befruchtung des geschichtlichen Denkens neuerdings namentlich von der Soziologie, der Völkerpsychologie und verwandten Wissenschaften ausgeht.

Wo aber soll nun diese Bewegung auf dem Gebiete geschichtlichen Verstehens enden? An sich ist auch hier eine fast unendliche Erweiterung der Kausalzusammenhänge denkbar: denn es giebt für ihre erweiterte Aufstellung nur ein einziges ausschließendes, äußerst elastisches Kriterium, das nämlich, daß die neuen Zusammenhänge sich dem System der bisher bekannten kausalen Zusammenhänge einfügen müssen. Und thatsächlich zu einer unendlichen Reihe scheint diese Erweiterung aus einem andern Grunde zu führen. Offenbar ist nämlich eine empirische Anwendung des Zweckprinzipes nur unter Voraussetzung der gleichzeitigen Gültigkeit des Kausalgesetzes denkbar, denn auch bei den eminentesten und willkürlichsten Handlungen kann die Vorstellung des zu realisierenden Zweckes thatsächlich als dessen — wenn auch gewiß nicht immer einzige und vielleicht nicht immer letzte — Ursache gedacht werden. Darum müßten sich im Grunde, bei voller Durchsichtigkeit des menschlichen Geschehens, alle, auch die eminent individuellen Handlungen schließlich doch durch den kausalen Nexus erklären lassen: insofern ist das Kausalprinzip ein absolutes, von keinem metaphysischen System abhängiges Postulat unseres Denkens. Freilich: bei der unendlichen Verkettung von Ursachen und Wirkungen in der geschichtlichen Welt ist die Lösung der damit gestellten Aufgabe wohl niemals zu gewärtigen. Ist doch die Lösung verwandter, nur um vieles einfacherer Probleme auch den Naturwissenschaften, und hier sogar wiederum der mit besonders einfachen Gegebenheiten rechnenden Physik, keineswegs bisher gelungen oder auch nur in absehbarer Zeit als realisierbar in Aussicht. So viel aber ist nach allem doch klar: das Prinzip der kausalen Erklärung befindet sich im Vordringen gegen die Grenze gewisser, bisher nur aus dem Zweckprinzip her erklärter Komplexe geschichtlicher Thatsachen. Und indem es so, gestützt auf die Entwicklung einer ganzen Anzahl neuer Geschichtswissenschaften und gehoben durch die Hilfe der statistischen Methode, aggressiv vorschreitet, hat seine Anwendung eine gewisse Beklemmung der Vertreter der älteren, vornehmlich teleologischen Geschichtsmethode hervorgerufen.

Wie weit da nun das neue Prinzip bisher wirkliche Errungenschaften aufzuweisen hat, das läßt sich ungefähr aus dem Zusammenhange entnehmen, in dem es mit der evolutionistischen Geschichtsforschung steht. Eine entwickelnde Geschichtsschreibung ist offenbar nur da möglich, wo die Thatsachen in der Form wissenschaftlich miteinander verbunden werden können, daß die Darstellung von den früheren zu den späteren in ausgedehnten, in sich von Glied zu Glied absolut notwendigen und abgeschlossenen Schlußketten fortschreitet. Eine solche Darstellung ist aber nur bei kausaler Methode möglich. Die teleologische Betrachtung schließt ja von der späteren Thatsache zunächst rückwärts auf das frühere singuläre Motiv; eine Kette solcher Rückschlüsse hat aber nichts in sich Notwendiges, da jedes Motiv dieser Kette, weil aus freiem Entschluß hervorgehend, in sich das Moment der Willkür birgt. Eben auf der Praxis bloßer Verbindungen solcher singulär dastehender Motive beruht ja die ältere Geschichtsauffassung; darum ist sie pragmatisch. Die evolutionistische Geschichtsschreibung dagegen ist eben durch möglichst weitgehende kausale Auffassung des Geschehenen charakterisiert.

Hiervon giebt es, so viel ich sehe, nur eine, übrigens auch nur scheinbare Ausnahme. Es läßt sich nämlich denken, daß in einem gewissen Falle eine Reihe von eminent individuellen Handlungen dennoch in kausaler Folge abgeleitet wird, — in dem Falle nämlich, daß sie von derselben Person ausgeht. Dann läßt sich nämlich die ursprüngliche Anlage dieser Person als der Focus auffassen, dem diese Handlungen mit absoluter Notwendigkeit kausal entspringen. Man sieht: das ist der Fall der Heldenbiographie, der künstlerisch geschlossenen Biographie überhaupt. In ihr läßt sich das kausale und das evolutionistische Prinzip auch auf die singuläre Personengeschichte übertragen, — freilich nur, wenn und indem man den behandelten Personen eine so stabile Grundlage ihres Thuns zuschreibt, wie sie sonst Personen minder eminenter Handlungsart in ihrer Lebenshaltung, ihrem generischen Dasein besitzen.

Nun ist aber charakteristisch, daß auf dem Gebiete der so-

genannten reinen politischen Geschichte, soweit deren Darstellung den höchsten künstlerischen Motiven entspringt, heute vornehmlich nur die Biographie noch blüht, wie auch auf anderen Gebieten, z. B. dem der Kunstgeschichte, die hervorragendsten Anhänger des Alten fast nur noch diese Art der Geschichtsschreibung pflegen. Damit ist also gerade auf dem Gebiete, wo das Moment der Personengeschichte überwiegt, dem evolutionistischen und kausalen Gedanken das größte Entgegenkommen bewiesen. Es vervollständigt unter diesen Umständen nur das Bild, wenn bemerkt wird, daß die entwickelnde Geschichtsbetrachtung im wesentlichen als die moderne Geschichtsbetrachtung par excellence betrachtet zu werden pflegt. Das alles bedeutet nun, nach früher Ausgeführtem, einen weitgehenden Einbruch des Kausalprinzipes in das geschichtliche Denken.

Ja man kann sich schon fragen, ob in dieser Richtung nicht bereits hier und da aus frohem Enthusiasmus zu weit gegangen wird. Jedenfalls aber muß darauf hingewiesen werden, daß bei der Unvollkommenheit des menschlichen Denkens eine volle Auflösung des geschichtlichen Werdens in Kausalzusammenhänge wohl niemals erfolgen wird, daß mithin die teleologische Erklärung neben der kausalen unter allen Umständen in gewissen Grenzen ihre Berechtigung behalten wird.

Ich könnte hiermit meinen Kommentar zu den Worten Meineckes schließen Aber es liegt mir am Herzen, nochmals auf einen wichtigen Punkt zurückzukommen, nämlich auf das Verhältnis zwischen historischer Methode und geschichtlicher Weltanschauung. Denn ich denke, es wird sich gerade von dieser Seite her bei genauer Überlegung am leichtesten ein Einverständnis unter allen modernen Historikern dahin erzielen lassen, daß die tiefste Bewegung der geschichtlichen Wissenschaft schließlich nur von der Entwicklung ihrer Methode abhängig sein kann.

Ändern sich mit den Methoden zugleich die Weltanschauungen? Ist mit der teleogischen Methode untrennbar und notwendig eine bestimmte Weltanschauung, mit der kausalen eine andere verknüpft? So viel ist klar: in dem Augenblicke, da wir die reifsten Früchte vom Baume der Erkenntnis pflücken

werden, werden wir alle Gott schauen. Aber die erkenntnistheoretischen Bemühungen sind weit, weit von diesem Ziele entfernt. Es fehlt noch fast alles daran, daß unsere allgemeinen Erkenntnisprinzipien nur Eine metaphysische Lösung zuließen. Nun aber bilden die Erkenntnisprinzipien der Geschichtswissenschaft doch nur einen kleinen Teil der allgemeinen menschlichen Erkenntnisprinzipien. Und dieser Teil sollte ermöglichen, ja zur notwendigen Folge haben, was das Ganze nicht leistet, vermutlich nimmermehr leisten kann? Es ist nichts mit dem Gedanken, daß eine bestimmte historische Methode eine bestimmte Weltanschauung aus sich gebären müsse. So ist es auch nichts mit dem Gedanken, den gewisse historische Richtungen als Ausdruck eines ihnen sympathischen Wertgefühles kultivieren, daß der evolutionistischen Methode nur eine materialistische Weltanschauung entsprechen könne. Auch Meinecke spricht davon, Sybel habe „mit Trauer in unserer Wissenschaft den Einbruch materialistischer Gedanken" gesehen. Sybel hat das gewiß nicht mit Recht sehen können, insofern diese Gedanken einer bestimmten Methode verdankt wurden. Es ist nicht erst neuerdings bemerkt worden, daß sogar der darwinische naturalistische Evolutionismus in seinem kausalen Zusammenhange die ausgezeichnetste Möglichkeit einer subjektiv teleologischen Betrachtung und damit einer dualistischen Weltanschauung bietet. Aber Sybel hätte, auch abgesehen von den Zusammenhängen mit der Methode, keinen Einbruch materialistischer Gedanken beobachten können, wenn er nicht demselben schweren Denkfehler verfallen wäre, den man jetzt bei so vielen Anhängern des Alten auf historischem Gebiete wahrnehmen kann. Wer Wirtschaftsgeschichte treibt und wirtschaftliche Einflüsse im geschichtlichen Geschehen anerkennt, sie gar wohl in dieses einführt, gilt heute einer großen Gruppe von Historikern als Materialist. Warum? Ich sehe keinen andern Grund als den: weil man sich gewöhnt hat, die wirtschaftlichen Geschehnisse als „materielle" denen der Kunst und Litteratur, überhaupt der Anschauung und des abstrakten Denkens entgegenzusetzen, weil man von „materieller" und „ideeller" Kultur spricht. Merkwürdige Kurzsicht!

Jedes wirtschaftliche Thun ist psychologisch genau so bedingt wie irgend ein anderes „geistiges" Thun; jede Summe wirtschaftlicher Errungenschaften ist genau so Niederschlag seelischer Vorgänge wie irgend ein Gedicht, ein Rechtsbuch, eine staatliche Institution. Materialistisch ist aber doch wohl nur der, der gewisse psychologisch-metaphysische Voraussetzungen macht? Der philosophische Materialismus liegt weit abseits der hier berührten Gegensätze.

Aber es giebt einen praktischen Materialismus, — und eben der, werden manche Historiker meinen, bricht unter der Wirkung der Leute von der stark positivistischen Weltanschauung, die zugleich die Evolutionisten sind, herein! Es ist eine Anklage des Gefühles, nicht des Verstandes, die sich hier hören läßt; sie ist darum mit Gründen nicht zu widerlegen. Nur im Sinne eines argumentum ad hominem sei daher auf Folgendes aufmerksam gemacht. Es ist eine in der Geschichte tausendfach wiederholte und an sich in jedem Betracht natürliche Erfahrung, daß intensivere Betrachtungsweisen, die neu auftreten und innerhalb deren sich bekanntlich jeder geistige Fortschritt überhaupt vollzieht, zuerst für ihre Anwendung die leichtesten Objekte aufsuchen. Sie scheinen also bei ihrem ersten Auftreten, auf den ersten Blick gesehen, die vorhandenen Probleme zu verflachen, ja in den Staub zu ziehen. Man gestatte ein Beispiel aus der neuesten Kunstgeschichte. Die Malerei in freiem Licht, die ästhetische Auffassung der Außenwelt als einer lichtumflossenen, ist zweifelsohne ein wesentlicher Fortschritt in der ästhetischen Beherrschung der Welt. Aber woran wurde die neue Methode zuerst erprobt? Etwa an den inhaltlich höchsten Problemen der Malerei? Man gedenke der Kohlrüben- und Salatblättermalerei, der Darstellung farbloser Innenräume mit holländischen Fenstern! Jetzt freilich sind wir längst der Anfänge einer methodisch impressionistischen, inhaltlich idealistischen Kunst versichert. Aber wie ist inzwischen über den materialistischen Verfall der Kunst gezetert worden!

Bedarf es der Anwendung dieser Erfahrungen auf die Lage der Geschichtswissenschaft? Die kausale Methode kann

nirgends leichter gehandhabt werden als auf dem Gebiete der sozialen und wirtschaftlichen Erscheinungen. Man lasse ihr diesen Spielraum! Die Zeit wird kommen, wo ihre Vertreter weiter greifen, wo sie ihre Grenzen kennen lernen, wo sie ihrer selbst völlig sicher sein werden und wo sie im Vollgefühl der ihnen verliehenen Schlüsselgewalt auch gewisse Rätsel des, wenn man so will, höheren geistigen Lebens in ihrer Weise zu lösen bestrebt sein werden. Es ist auch eine immer wiederholte geschichtliche Thatsache, daß ältere Geistesrichtungen, im Besitze der Gewalt über das zeitgenössische Denken, weit intoleranter sind als jung empordringende Strömungen. Möchten die Vertreter der älteren historischen Richtung auch darin ihre historische Erfahrung bethätigen, daß sie nicht nach Analogie dieser Thatsache handeln, sondern mit den Jüngeren in jene ruhige Erörterung der unterscheidenden Merkmale eintreten, die diese herbeizuführen gewiß bestrebt sind.

* * *

Den bisherigen Ausführungen, wie sie von mir im Oktober vorigen Jahres niedergeschrieben wurden, ist inzwischen der schon in der Vorrede erwähnte Aufsatz Rachfahls gefolgt. Er enthält am Schlusse[1] eine Anzahl von methodologischen Bemerkungen, die sich teilweise auf das soeben behandelte Thema beziehen; es mag darum gestattet sein, in ihrer Betrachtung die Richtigkeit des bisher Vorgetragenen zu prüfen, sowie zu einigen weiteren Folgerungen zu gelangen.

Rachfahl knüpft an eine Stelle des vierten Bandes meiner Deutschen Geschichte an, wo ich im Anschlusse an die Erwähnung der Schweizersage zunächst Folgendes geäußert habe: „Steht diese Sage mit ihren Ausführungen wie mit der ganzen Art ihrer Vorstellung und Bildung nun der Art moderner Geschichtsforschung gar so fern, ist sie vor allem von ihr grundsätzlich geschieden? Sicherlich wissen wir jetzt von den frühesten Entstehungsvorgängen der Eidgenossenschaft viel mehr und weit Genaueres, als die sagenbildende Phantasie der Schweizer Bürger und Bauern des 14. und 15. Jahrhunderts. Aber

[1] Preuß. Jahrb. 83, S. 87 ff.

haben wir diese erweiterten Kenntnisse mit principiell anderen Mitteln gewonnen? Das volkstümliche Gedenken schuf aus einer oberflächlichen Erinnerung an Geschehenes mit grober Empirie ein Gewebe, bei dem sich nur noch die Grundform für den Einschlag als geschichtlich echt erweist; wir sehen mit verfeinertem Auge und unter intensivster Betrachtung die Reliquien einer vergangenen Zeit durch, um aus ihnen das ganze einst Gewesene zu ermitteln. Aber die Methode ist im Grunde dieselbe: hier wie dort arbeitet die Phantasie, um die Totalität des Geschehenen wieder herzustellen: das Heute unterscheidet sich von dem Einst nur durch den Gebrauch raffinierterer Mittel der Arbeit."

Rachfahl sieht Seite 89 in diesen Worten mit Recht die Behauptung, daß „das (ich würde zusetzen: psychische) Verfahren bei Sagenbildung und Rekonstruktion historischer Ereignisse (ich würde zusetzen: grundsätzlich) dasselbe sei". Er wendet dagegen ein: „Sollte nun nicht doch in der That ein principieller Unterschied zwischen dem Verfahren bei der Sagenbildung und dem bei der Geschichtsforschung statthaben! Alle Sagenbildung beruht auf der Thätigkeit der Einbildungskraft; auch die Geschichtsforschung kann sich der Mitwirkung der Einbildungskraft ebensowenig entziehen, wie alle anderen Wissenschaften, die Naturwissenschaften nicht ausgenommen. Während aber bei der Sagenbildung die Phantasie frei ihre Schöpfungskraft entfaltet, willkürlich die in der historischen Wirklichkeit enthaltenen Ereignisse unterdrückend, umgestaltend, ergänzend und überhaupt im Sinne ihre Tendenz verwertend, so ist ihr Gebrauch, wie in jeder, so auch in der historischen Wissenschaft gebunden und beschränkt durch ein System von Regeln und Principien, welche gemäß dem besonderen Objekte des Erkennens auf diesem Gebiete der Verstand bestimmt und aufgestellt hat. Den Inbegriff dieser Verfahrungsweisen, durch die es uns möglich wird, zu gesicherten Kenntnissen innerhalb der geschichtlichen Wissenschaft zu gelangen, nennen wir die historische Methode . . . . . Das, was Lamprecht als «raffiniertere Mittel der Arbeit» bezeichnet, das ist eben die historische Methode, errungen und erprobt an der Natur

der Objekte des geschichtlichen Erkennens, und eben in der Existenz dieser Methode ist der principielle Unterschied des Verfahrens bei der Sagenbildung von dem bei der Geschichtsforschung begründet, und darauf beruht unsere berechigte Überzeugung von dem Charakter der Geschichte als einer wahren Wissenschaft."

Rachfahl geht in diesen Sätzen, die nach meiner Erfahrung gewiß die Mehrheit der heutigen deutschen Historiker noch unterschreiben würde, von der Grundanschauung aus, daß zwischen dem psychischen Verfahren bei der Sagenbildung und dem bei der Geschichtsforschung ein principieller Unterschied bestehe. Diese Anschauung läßt sich als falsch erweisen. Gewiß: wenn ich mich heute hinsetze und Märchen oder Sagen „erdenke", so ist der Unterschied von der Geschichtsforschung augenscheinlich. Aber nicht so sind unsere historischen Sagen entstanden. Rachfahl verkennt ihre Genesis vollkommen, wenn er dabei von freier, willkürlicher Einbildungskraft redet. Sie sind entstanden als beste, nach Lage des früheren Geisteslebens eben noch mögliche Form wahrhaftiger historischer Überlieferung: ihr Inhalt ist die niedergeschlagene Geschichte früherer Zeit. Hätte Rachfahl nicht wenigstens an die bekannte Stelle der Germania denken können, in der Tacitus von den Carmina antiqua redet, „quod unum apud Germanos memoriae et annalium genus est?" Ist ihm unbekannt, daß unsere mittelalterlichen Epen sich nicht genug darin thun können, immer wieder zu versichern, was sie erzählen, sei je wäre so geschehen, daß unsere Epiker dieser Zeit fast stets, wie der gewissenhafte Historiker von heute, ihre Quellen angeben, in der Absicht, auf diese Art die Wahrheit ihrer Erzählung zu erhärten[1]? Es hat niemals eine historische Tradition gegeben, die nicht die volle Wahrheit, d. h. die Wahrheit in der unter den Umständen ihrer Entstehung noch eben möglichen Befreiung vom Spiel der Phantasie, hätte vermitteln wollen[2].

[1] Vgl. u. a. auch Bernheim, Lehrbuch der hist. Methode² S. 104, 149. Homer, die Sagas, die Nibelungen „gesungene Geschichte": Bernheim, Geschichtsforschung und Geschichtsphilosophie S. 4.

[2] Vgl. auch Simmel, Probleme der Geschichtsphilosophie S. 5 ff., 51 ff. Die Phantasie „aller Historie Mutter": Mommsen, Röm. Gesch. 5, 2.

Das gilt auch von der sagenhaften Tradition; und es bekundet ein geringes Eindringen in die geistige Welt vergangener Zeiten, wenn man das leugnet. Zwischen der Geschichtsforschung von heute und der Sagenbildung von früher besteht darum keinerlei grundsätzlicher Unterschied: beiden ist die Überlieferung der Wahrheit einziges Ziel: vorhanden ist nur ein gradueller Unterschied nach Maßgabe der verschiedenartig ausgebildeten Mittel zur Feststellung der Wahrheit.

Nun könnte man freilich sagen: diese Mittel zur Feststellung der Wahrheit sind heute so enorm ausgestaltet, daß sie sich mit den früher angewandten in keiner Weise mehr vergleichen lassen: so daß dennoch — ein wirklich grundsätzlicher ja niemals — aber doch ein fast grundsätzlicher Unterschied zwischen früherem und heutigem geschichtlichem Auffassen besteht. Und das ist wohl in zweiter Angriffsstellung die Meinung Rachfahls.

Offenbar handelt es sich bei der Erörterung dieser Frage nur noch um relative Begriffsdifferenzen, mithin nicht mehr um die Möglichkeit logischen Beweises, sondern nur noch um die Beibringung reicher Erfahrungen. Nun weiß ich sehr wohl, daß von den meisten Fachgenossen unsere Methode, wenn richtig angewandt, auch heute noch als fast unübertrefflich angesehen wird, und daß man ihr die Ermittelung absolut sicherer Erkenntnis fast in alle Wege zutraut, obwohl wir die Zeiten eines gewissen methodischen Paroxysmus wohl hinter uns haben. Und auch ich denke gewiß von dieser Methode, deren Handgriffe ich täglich zu lehren beflissen bin, nicht gering. Aber ich kann in ihr doch nur eine besonders intensiv und reich entwickelte Technik sehen, die auf an sich sehr einfache und stets gekannte Grundsätze aufgebaut ist. Man mag ja ruhig dafür das Wort Methode gebrauchen; es ist zu derselben Zeit geschichtswissenschaftlichen Schwärmens aufgekommen, da man kleine kritische Arbeiten auf historischem Gebiete nicht mehr mit dem bescheideneren Worte „Untersuchung", sondern dem prätentiöseren „Forschung" zu bezeichnen begann. Aber man soll sich bewußt bleiben, daß das ganze Verfahren, wie gesagt, auf sehr

einfachen, stets gekannten erkenntnistheoretischen Grundlagen beruht, und daß seine Ausbildung keineswegs einem besonderen überaus genialen εὕρημα, sondern der notwendig fortschreitenden Intensitätssteigerung unsrer Studien verdankt wird, das heißt eben zu dem früheren Verfahren historischer Sagenbildung nicht in einem absoluten, sondern einem sehr wohl erkennbaren relativen, graduellen Gegensatz steht. Nur dies, und nichts andres habe ich an der von Rachfahl zitierten Stelle des vierten Bandes meiner Deutschen Geschichte ausgeführt.

Ich brauche jetzt aber, da es sich bei der ganzen Frage um Beibringung historiographischer Erfahrungen handelt, das alles hier nicht bloß auf meinen Kopf hin zu wiederholen, sondern ich kann zugleich Eideshelfer heranziehen. Und hier weiß ich mich nun vor allem — und das scheint mir völlig entscheidend — der Zustimmung Rankes ganz und gar sicher. Man lese in dieser Hinsicht nur, was Lorenz im zweiten Bande seiner „Geschichtswissenschaft", S. 22 ff., von Rankeschen Aussprüchen zusammengestellt hat[1].

Neben meinen Ansichten über Sagenbildung und Geschichtswissenschaft hat Rachfahl noch besonders meine Anschauung über das Verhältnis von politischer Geschichte und Kulturgeschichte (richtiger: Personen- und Zustandsgeschichte) in Hinsicht ihrer methodologischen Begründung angegriffen. Ich habe hierzu Deutsche Geschichte IV, S. 133 f., das folgende geäußert: „Eine Änderung (in der Exaktheit der historischen Methode) würde nur dann eintreten können, wenn es gelänge, eine geläuterte Psychologie in ähnlicher Weise zur Grundlage historischen Forschens zu entwickeln, wie die Mechanik Grundlage natur-

[1] Am selben Orte S. 33 meint Lorenz aus der intimen, in diesem Falle zweifelsohne richtig schließenden Kenntnis Rankes heraus: „Wenn man die Frage beantworten sollte, ob Ranke an die Möglichkeit einer exakten Wissenschaft der Geschichte geglaubt hat, so wird man dieselbe auf das bestimmteste verneinen dürfen." Vgl. auch unten S. 47—48. Rachfahl (S. 89) hat dagegen für die entgegengesetzte Auffassung der Dinge freilich die Autoritäten Diltheys und Bernheims, zweier sonst sehr verschiedener Denker, für sich.

wissenschaftlicher Untersuchung geworden ist. Träte aber dieser Fall ein, so würde selbst dann nicht eine Geschichtsschreibung, welche auf die Darstellung nur einmal geschehener wirklicher Vorgänge ausgeht, vor allem also die politische Geschichtsschreibung, zum Range einer sogenannten vollen Wissenschaft zu erheben sein. Denn eine Psychologie, als Mechanik der Geisteswissenschaften gedacht, kann den Typus psychischer Vorgänge nur aus einer Mehrheit deutlich vorliegender Fälle entwickeln[1]. Die politischen Vorgänge aber bieten weder diese Mehrheit, noch liegen sie so deutlich beglaubigt vor, daß sie die innersten Motive und Strebungen der Handelnden jemals anders als vermutungsweise zu rekonstruieren gestatten. So wird die politische Geschichtsschreibung, wenigstens bei eingehender Darstellung, niemals eines romanhaften Zuges entbehren; sie wird immer eine, wenn auch noch so spät geborene Enkelin sein der Sage. Für das kulturgeschichtliche Gebiet dagegen läßt sich eine Zukunft vorstellen, die auf dem Wege psychologisch-induktiver Durcharbeitung eines massenhaften, in sich wesentlich gleichartigen Materials zu vollkommeneren wissenschaftlichen Wahrheiten führt, und von ihrem Emportauchen muß ein neues Zeitalter der Geschichtswissenschaft erwartet werden."

Aus der Summe der Bemerkungen, welche Rachfahl S. 90—93 seines Aufsatzes diesen Worten widmet, greife ich zunächst heraus, was er über die Möglichkeit einer sichereren Begründung der Geschichtswissenschaft auf die Psychologie äußert. Er lehnt da die „bisherige" Psychologie ab und erwartet alles Heil von der angeblich neuen, beschreibenden und zergliedernden Psychologie, als deren Verkünder Dilthey aufgetreten ist[2]. Ich gehe auf die damit angeregte Kontroverse nicht ein; sie kann ihre

[1] Dieser Satz lautet in der zweiten Auflage: „Denn selbst eine Psychologie, als Mechanik der Geisteswissenschaften gedacht, würde die Tiefe psychischer Vorgänge nur aus einer Mehrheit deutlich vorliegender Fälle entwickeln können."

[2] Ber. d. Berl. Akd. d. Wissenschaften 1894, 1309 ff. Vergl. dazu die vernichtende Kritik von Ebbinghaus, Zs. für Psychologie und Physiologie der Sinnesorgane Bd. IX, 161 ff.

Erledigung nur innerhalb der psychologischen Wissenschaft finden, und jedes Laienwort über sie ist deshalb nicht bloß überflüssig, sondern vom Übel. Genug, daß Dilthey für seine Psychologie in Anspruch nimmt, daß sie „die Grundlage der Geisteswissenschaften werden wird, wie die Mathematik die der Naturwissenschaften ist," und daß Rachfahl sich dies Wort aneignet. Darin sind wir also einig — ob man von Mathematik oder Mechanik redet, gilt in diesem Zusammenhang gleich —, daß irgend eine Psychologie einmal als normative Grundlage der Geschichtswissenschaft gedacht werden kann.

Was dann aber weiter? Ich meine, selbst dieser günstige Fall werde derjenigen Geschichtsschreibung, welche auf die Darstellung nur einmal geschehener wirklicher Vorgänge ausgeht, d. h. der Personengeschichte, nicht wesentlich zu gute kommen, denn die vollste Anwendung psychologischer Grundsätze werde hier dennoch immer an der Singularität des Geschehenen und an der ungenügenden Überlieferung der Intimität der Vorgänge scheitern. Die politische Geschichte aber ist in ihrem Kerne Personengeschichte. Günstiger dagegen werde eine solche Wendung wirken auf die Geschichte der Zustände, denn hier werde die Anwendung psychologischer Grundsätze — die hier die viel einfacheren sozial- und völkerpsychologischen sein würden — bei mehrfacher Überlieferung gleichartiger Thatsachen leicht die Feststellung der Typik gewisser Thatsachenzusammenhänge ermöglichen. Wenn ich dann hinzusetze: damit werde ein neues Zeitalter der Geschichtswissenschaft eingeleitet werden, so ist der Zusammenhang, vor allem nach dem oben S. 5 ff. Ausgeführten, klar: alle als typisch begriffenen Thatsachenzusammenhänge werden dann nicht mehr teleologischer, sondern kausaler Betrachtungsweise unterliegen.

Rachfahl entgegnet dem (S. 92): „Die Behauptung muß abgelehnt werden, daß hinsichtlich der Anwendbarkeit der Psychologie als Grundlage für die historische Untersuchung ein Unterschied zwischen politischer und Kulturgeschichte besteht. Denn weder hat es die politische Geschichte ausschließlich mit der Erforschung von Vorgängen, noch auch die Kulturgeschichte

ausschließlich mit der Erforschung von Zuständen zu thun; sollte nicht auch die Entwicklung des Staates, als eines, und zwar des höchsten, der vielen Verbände menschlicher Gemeinschaft, der Ideen, von denen er getragen ist, der Zustände und Formen seiner Organisation in Verfassung und Verwaltung in das Gebiet politischer Geschichtsschreibung gehören? Sind es nicht auch auf dem unermeßlich weiten Felde der Kulturgeschichte die einzelnen Handlungen großer Männer, unter deren Einflusse sich aller Fortschritt vollzieht?'

Man sieht: Rachfahl tritt meinen Ansichten nicht entgegen, sondern verschiebt sie, um dann offene Thüren einzuschlagen und mit dem sehr bestreitbaren Satze von der Abhängigkeit a l l e s Kulturfortschrittes von einzelnen Handlungen großer Männer zu schließen. Und wenn er dann weiter (S. 93) hinzusetzt: „Wenn wir uns über die Feststellung der Thatsächlichkeit erheben, wenn die höhere Thätigkeit der Auffassung in Frage kommt, wenn es sich für uns darum handelt, die Vorgänge und Zustände der Vergangenheit in den großen geschichtlichen Zusammenhang einzugliedern und Werturteile (!) zu bilden: ist unsre Aufgabe bei den Thatsachen der Kulturgeschichte dann leichter und sicherer, als bei denen der politischen Geschichte?" — so ist er weit davon entfernt, mit einer solchen Frage seine Position zu verbessern. Denn wie können diese höheren Aufgaben für die Personengeschichte besser gelöst werden, als für die Zustandsgeschichte, wenn von vornherein feststeht, daß die notwendige Basis dieser Aufgaben, die Kenntnis der Einzelvorgänge, sich in der Zustandsgeschichte mit weit größerer Sicherheit legen läßt, als in der Geschichte der Personen? Um diese Thatsache aber, wie sie durch meine grundlegenden Bemerkungen festgestellt ist, zu widerlegen, dazu bedarf es andrer Argumentationen, als derer, welche Rachfahl vorbringt.

Aber ich höre fragen, warum überhaupt diese Erörterung? Sie knüpft an eine Entwicklung der Psychologie an, die als m ö g l i c h hingestellt wird: halten wir uns an das thatsächlich Vorhandene. Gewiß würde diese Diskussion wenig fruchtbar sein, wäre die ins Auge gefaßte Möglichkeit eine entfernte.

Das ist sie aber nicht; sie steht uns vor Augen, und sie beginnt sich in der Ausnützung der Sozialwissenschaften und der Völkerpsychologie für die geschichtliche Erkenntnis der Zustände von Tag zu Tag mehr zu verwirklichen. Hier tritt thatsächlich bereits ein neues Gebiet geschichtlichen Forschens zu Tage; hier stellen neue Methoden bestimmte Kausalzusammenhänge her[1]; und hier erwächst aus solchen Wandlungen eine evolutionistische Darstellung der Geschichte.

Rachfahl kommt, im Anschluß an meine Rezension[2] von Inamas Wirtschaftsgeschichte, S. 94 f. seines Aufsatzes auch auf diese Zusammenhänge zu sprechen. Er rekapituliert meine Ausführungen, die sich bei Gelegenheit der Besprechung eines wirtschaftsgeschichtlichen Werkes naturgemäß zunächst auf die Wirtschaftsgeschichte und nahe verwandte Disziplinen beziehen, mit den folgenden Worten: „Die ältere Verfassungs- und Rechtsgeschichte hat sich der beschreibenden Methode bedient, d. h. sie hat «systematische Bilder der Zustände (eines bestimmt umgrenzten Zeitalters) nach gewissen, deskriptiv angelegten Kategorien entworfen» und dort, wo die zeitliche Aufeinanderfolge mehrerer solcher Gesamtzustände dargestellt werden sollte, mit den Mitteln juristischen Denkens, also auf formalem Wege, die Kategorien des späteren Zustandes (ich setze jetzt zur Verdeutlichung hinzu: vermöge einer Art Begriffsgeschichte) aus den Kategorien des anderen, früheren Zustandes abgeleitet — ohne Rücksicht darauf, daß jede einzelne Ableitungstheorie sich dem Gesamthabitus des früheren wie des späteren Zustandes einordnet. Anders die neue, die evolutionistische Geschichtsforschung: bei der handelt es sich nicht mehr um staatsrechtliche Zustandsbilder, sondern um den Nachweis der jeder einzelnen Institution jeweils zu Grunde liegenden Entwicklungstendenzen. «Das formale Kleid der Institution, bisher der bevorzugte, ja fast der einzige Gegenstand der Forschung, wird nebensächlich, ergiebt sich doch seine Struktur von selbst, sobald durch eine tiefer greifende Forschung die einzelnen Entwicklungsreihen nach-

[1] S. dazu oben S. 5 ff.

[2] Jahrb. f. Natök. u. Statist. 1895, S. 294 ff.

gewiesen sind, die diese Struktur bedingen. So löst sich denn die chronologisch geordnete Bilderreihe von Verfassungszuständen auf, und an ihre Stelle hat die Darstellung eines permanenten Flusses wirtschaftlicher, sozialer, rechtlicher Umformungen zu treten, deren jeweiliges Nebeneinander den Verfassungszustand einer bestimmten Zeit ausmacht. An Stelle der juristischen Methode gelangt die morphologische Methode der Wirtschafts- und Sozialwissenschaften zur Herrschaft.» Allerdings soll auch nach Lamprecht nicht jede Beschreibung bestimmter Verfassungszustände eines Zeitalters aufhören. «Im Sinne einer Rückschau auf das jeweils Entwickelte wird die Beschreibung immer ihr Recht behalten. Aber den Forschungsmethoden als solchen wird sie ferner treten.»"

Was hält nun Rachfahl diesen Ausführungen entgegen? Es ist dreierlei: 1) bei dem Evolutionismus handle es sich nicht um eine Verschiedenheit der Methode, sondern nur um einen Unterschied hinsichtlich des Objektes der Forschung; 2) der statuierte Unterschied sei nicht neu; es fehle in unsrer Wissenschaft nicht an Werken, die beide Prinzipien, das deskriptive und das evolutionistische, längst in mustergültiger Weise verbänden; 3) ich hätte meine These nicht für das Gesamtgebiet der Geschichtswissenschaft durchgeführt.

Ich nehme zunächst den zweiten Einwurf auf. Sollte da Rachfahl wirklich bei mir den Glauben voraussetzen, ich brächte etwas absolut Neues vor? Jedenfalls habe ich ihm dazu keinerlei Anlaß gegeben. Gewiß finden sich in zahlreichen Werken längst Ansätze der neuen Betrachtungsweise; es sei nur an das große Verdienst von Nitzsch in dieser Richtung erinnert; und ich selbst erläutere die neue Methode ja an Inamas Wirtschaftsgeschichte. Aber diese Ansätze machen, wie grade Rachfahls Einspruch zeigt, eine prinzipielle Aussprache nicht überflüssig. Zudem sind sie nicht derartig entwickelt, daß sie der neuen Betrachtungsweise schon zum Siege verholfen hätten. Rachfahl meint zwar, es fehle unsrer Wissenschaft nicht an Werken, die neben dem deskriptiven dem evolutionistischen Prinzip gleich-

mäßig gerecht werden. Er möge diese Werke nennen, dann läßt sich hierüber weiter diskutieren: vorläufig halte ich die evolutionistische Methode als ausgesprochenes Ganzes in der angewandten Geschichtswissenschaft für noch ziemlich neu und finde nicht, daß jemand ihre Grundsätze und ihren Unterschied vom Hergebrachten bereits eingehend und deutlich ausgesprochen hat[1].

Aber — um auf einen weiteren Einspruch Rachfahls zu kommen — Rachfahl bestreitet ja überhaupt, daß ein Unterschied der Methode vorliege; es handle sich nur um eine Verschiebung des betrachteten Objektes. Ich könnte diesen Einwurf ganz auf sich beruhen lassen; ob man die Sache so oder so betrachtet, vorausgesetzt nur, daß die neuen Ergebnisse bleiben, das ist ja an sich gleichgültig. Lege ich gleichwohl auf den Nachweis Gewicht, daß es sich um eine Verschiebung der Methode handelt, die dann selbstverständlich der historischen Gesamtüberlieferung neue Seiten abgewonnen, mithin deren Totalansicht auch objektiv verschoben hat, so geschieht das nur, um die Spuren nicht verwischen zu lassen, die zu der neuen Auffassung geführt haben. Es ist nicht richtig, daß das Forschungsobjekt sich aus sich heraus zuerst anders präsentiert habe; es hat vielmehr notorisch der Übertragung der wirtschaftsgeschichtlich-morphologischen Methode auf das Gebiet der Rechts- und Verfassungsgeschichte bedurft, um dieses in einem anderen Lichte erscheinen zu lassen. Es liegt hier ein wesentliches Verdienst der wirtschaftsgeschichtlichen Bewegung vor, das man nicht auf andere Konten schreiben und damit verkürzen soll.

Endlich der letzte Einwurf Rachfahls: ich hätte meine These nicht für das Gesamtgebiet der Geschichtswissenschaft durchgeführt. Glaubt wohl Rachfahl, daß eine kurze Recension von Inamas Wirtschaftsgeschichte dazu der rechte Ort war? Ich denke, es war genug, wenn ich die Gelegenheit ergriff, dort außer von Wirtschaftsgeschichte auch noch von Rechts- und Ver-

[1] Man vergleiche auch, was Hermann Grimm, Deutsche Rundschau XXII, 4, 101, bemerkt hat.

fassungsgeschichte zu reden. Und selbst wenn ich unbeschränkten Raum und freieste Gelegenheit gehabt hätte: glaubt Rachfahl, daß es dann richtig gewesen wäre, ein neues Prinzip der Methode und Darstellung alsbald in theoretischen Ausführungen auf jedes Gebiet der Geschichtswissenschaft zu übertragen? Es wird ja in dieser Hinsicht viel geredet; daß solche Erörterungen aber jemals großen Nutzen gestiftet hätten, kann ich nicht sehen. Wer methodische Fortschritte erreichen zu können glaubt, der muß sie in der Praxis der Forschung und Darstellung anwenden, sonst wird der schönste Fund ohne Folgen bleiben. Ich habe infolgedessen auch heute noch nicht die Absicht, theoretisch zu zeigen, was die Anwendung der evolutionistischen Methode ganz im allgemeinen ergiebt.

Nur eine kurze Andeutung in diesem Sinne sei mir hier gestattet, weil sie vielleicht für den zweiten Aufsatz dieses Büchleins von Wert ist. Die evolutionistische Methode wird überall, weil sie gegenüber den bisherigen Betrachtungsweisen die intensivere ist, bisherige Vorstellungskomplexe in ihre Komponenten auflösen. So wird in der Verfassungsgeschichte z. B. der Begriff des Lehnstaates nicht mehr deskriptiv gewonnen, sondern er wird vielmehr durch Aufdeckung der für ihn in seinen verschiedenen Abwandlungsmomenten bestehenden Kombinationen einfacher, vornehmlich rechts- und wirtschaftsgeschichtlicher Komponenten gleichsam verlebendigt; in verwandter Weise wird in der Kunstgeschichte und in der Litteraturgeschichte mit den jeweiligen Stilen, in der Religionsgeschichte mit den jeweiligen Frömmigkeitscharakteren verfahren u. s. w. Giebt es nun für die politische Geschichte im engeren Sinne ein Analogon zu diesem für die Zustandsgeschichte leicht erkennbaren Verfahren? Ich denke, ja. Auch hier kennt man in einen Begriff verdichtete Vorstellungskomplexe, die eine Summe uns wohl erkennbarer, in ihrer kausalen Bedingung nachzuweisender Komponenten vertreten; vor allem der große Meister der politischen Geschichtsschreibung dieses Jahrhunderts hat mit ihnen operiert: es sind die Rankeschen Ideen. Sie sind von einer evolutionistischen Geschichtsschreibung nicht minder aufzulösen, wie die Vor-

stellungskomplexe der Zustandsgeschichte[1]. Inwiefern, davon wird bald die Rede sein.

Zunächst aber, am Schlusse der Bemerkungen zu den methodologischen Partien der Kritik Rachfahls, mag die Summe der erreichten Ergebnisse gezogen werden. Rachfahl hat meine Anschauungen in drei Punkten bestritten: in Sachen des Verhältnisses von Sagenbildung und Geschichtsforschung; in Sachen des Unterschiedes zwischen Personen- und Zustandsgeschichte hinsichtlich der Sicherheit der für sie auf dem Wege psychologischer Methode zu gewinnenden Ergebnisse; endlich in Sachen der evolutionistischen Methode. Zu festem Angriff ist er aber nur im ersten Punkte vorgegangen; die beiden andren Gegenstände abweichender Meinung hat er nur mit leicht abzustreifenden kritischen Arabesken umzogen. Und auch im ersten Punkte waren seine Ansichten leicht zu widerlegen. So konnte und mußte ich mich alledem gegenüber auf eine Wiederholung meiner Ansichten beschränken — in der Hoffnung, daß eine solche Wiederholung eindringende Leser zu neuen, tiefer greifenden Einwürfen veranlassen wird.

[1] Sie sind auch beide gleichen Ursprungs. Die Rankeschen Ideen sind ihrem Typ nach Schöpfungen der Idealphilosophie; die Abwandlung von Begriffen und Begriffskomplexen in der Geschichte als historisch tiefster Vorgang ist bekanntlich das Bezeichnende der Geschichtsphilosophie Hegels.

II.

Rankes Ideenlehre und die Jungrankianer.

Es ist nicht meine Absicht, im folgenden eine bis ins einzelne gehende Darstellung der allgemeinen Voraussetzungen und Richtungen des historischen Denkens bei Ranke zu geben. Noch weniger soll es in seine Entwicklungsstufen zerlegt und die spezielle Bedingtheit dieser durch äußere Einwirkungen untersucht werden. Nur um eine Gesamtauffassung des Charakters und des Inhaltes der Rankeschen Gedankenwelt handelt es sich.

Den Charakter dieser Welt wird man am besten an der Behandlung einer Frage studieren, die, wie zu allen Zeiten, so in der Rankes wie noch in der Gegenwart praktisch offen war und ist, wo mithin ein selbständiges Denken sich ohne Abhängigkeit von irgend einer Seite her leicht am individuellsten äußern konnte. Eine solche Frage bildet das Problem der Willensfreiheit.

Ranke hat hierzu im reifen Alter[1] einleitend und zusammenfassend zugleich geäußert, auf dem Leben der Gemeinschaft und dem Verhältnis des Einzelnen zu ihm beruhe das Geheimnis der jedesmaligen Welt. Es sind Worte, die später, in der Vorrede zu den Denkwürdigkeiten Hardenbergs, ihre Erläuterung finden: „Auch in der Geschichte bekämpfen und durch-

[1] Allgemeine Bemerkungen 1831—49, G.W. 53—54, S. 571. Fester, D. Zs. f. Geschichtswissensch. 6, 243, vermutet, sie seien nach der Lektüre von Hegels Geschichtsphilosophie niedergeschrieben.

bringen sich Freiheit und Notwendigkeit. Die Freiheit erscheint mehr in Persönlichkeiten, die Notwendigkeit in dem Leben des Gemeinwesens. Aber ist wohl die erste eine vollkommene, und die andere, wäre sie eine unbedingte?"[1] Darnach ist der allgemeine Standpunkt Rankes klar; er erkennt Antinomie von Freiheit und Notwendigkeit als praktisch bestehend an; er glaubt an eine beschränkte Willensfreiheit.

Aber wie hat er sich nun das Problem näher vergegenwärtigt? Sehr oft äußert er sich zu dieser Frage; im folgenden müssen einige seiner bezeichnendsten Gedanken in chronologischer Reihe zusammengestellt werden[2].

„Wie alles individuelle Leben von dem Gemeinwesen abhängt, dem jeder angehört, so knüpft sich wieder das Leben der Staaten an die allgemeinen Verhältnisse der Welt an, in denen sie emporkommen oder verfallen."[3] „Wenn eine neue geistige Bewegung die Menschen ergriffen hat, so ist es immer durch großartige Persönlichkeiten, durch die hinreißende Gewalt neuer Ideen geschehen."[4] „Von der Ferne der Jahrhunderte her können wir die großen Kombinationen, die in den Dingen liegen, wahrnehmen; die eigentliche Thätigkeit in der jedesmaligen Gegenwart aber kann davon nicht abhängen: da kommt es allein auf die richtige Behandlung des unmittelbar Vorliegenden an, auf die gute Sache, die man hat, die moralische Kraft, die man einsetzt. Die Momente, die den Fortgang der Welthistorie bedingen, sind, ich möchte sagen, ein göttliches Geheimnis; der Wert des Menschen beruht auf seiner Selbstbestimmung und Thätigkeit."[5]

---

[1] Vgl. auch Weltgesch. I³, 1.

[2] Hierbei hat mir das Buch von Winckler, Leopold von Ranke, Lichtstrahlen aus seinen Werken, für die Teile der Werke Rankes, welche es verarbeitet hat, vielfach gute Dienste geleistet. Leider findet sich aber in den Citaten W.s eine große Anzahl von Druckfehlern, die es nicht immer gelungen ist zu berichtigen.

[3] Zur venetian. Gesch.; G.W. 42, 6 (wohl noch vor den Päpsten geschrieben).

[4] Päpste, G.W. 37, 295.

[5] D. Gesch. im Zeitalter der Reformation; G.W. 4, 46.

„Es giebt große Ereignisse in der Weltgeschichte, ohne große Thaten. So wenig litterarische Genugthuung sie dem Erzähler wie dem Leser gewähren, so sind sie doch der Betrachtung überaus würdig."[1] „Wohl sind auch unter den neueren Nationen dann und wann Geister von außerordentlicher Begabung und Thatkraft erschienen, durch welche neue, durchgreifende Gedanken zur Norm des öffentlichen Lebens gemacht worden sind, — aber nach ihrem Abgang ist ihr Erfolg in der Regel wieder zweifelhaft geworden; die Mängel des Neugegründeten sind hervorgetreten, die Lebenskräfte der alten Ordnung der Dinge haben sich mit erfrischter Anstrengung erhoben. Denn die europäische Welt besteht aus Elementen von ursprünglicher Verschiedenheit, deren innerer Gegensatz und Kampf es eben ist, woran sich die Abwandlungen der historischen Epochen entwickeln. Dem Ehrgeiz der Neuerung setzt sich der Mut, das Hergebrachte zu behaupten, mit Naturnotwendigkeit entgegen".[2] „So hoch man es anschlagen muß, daß die objektiven Ideen, die mit der Kultur des menschlichen Geschlechts verbunden sind, zur Geltung und Repräsentation gelangen, so beruht doch das geistige Leben nicht sowohl auf einer gläubigen und gehorsamen Annahme derselben, als in einer freien, objektiv vermittelten, also auch beschränkenden Aneignung, die nicht ohne Streit und Gegensatz zu denken ist."[3] „Was kann eine Generation der anderen Besseres hinterlassen, als die Summe ihrer Erfahrungen, die dann über den flüchtigen Moment hinaus Bedeutung haben, in einer Form, welche sie für alle Zeiten wirksam macht. Darin liegt die ideale Unsterblichkeit der Geister."[4] „Der Genius ist eine unabhängige Gabe Gottes; daß er aber zur Entfaltung kommt, dazu gehört die Empfänglichkeit und der Sinn der Zeitgenossen".[5] „Wie es bei großen politischen Parteiungen herzugehen pflegt: der allgemeine Zug der Geister, das Ansehen einiger großen Namen,

[1] Preuß. Gesch.; S.W. 27/28, 217.
[2] Franz. Gesch.; S.W. 10, 3.
[3] Engl. Gesch.; S.W. 14, 37.
[4] Engl. Gesch.; S.W. 15, 93.
[5] Engl. Gesch.; S.W. 15, 99.

das Drängen thätiger Führer ersetzen die Überzeugung."[1] „Politische Bewegungen können von persönlichen Standpunkten ausgehen oder gefördert werden, sie aber auf ein bestimmtes Maß zurückzubringen, wenn man seinen Zweck erreicht hat, wird kaum jemals gelingen."[2] „Die großen exceptionellen Stellungen in der Welt werden überhaupt nicht allmählich erworben, mehr durch instinktartiges Gefühl als durch Berechnung mag sie der Ehrgeiz ins Auge fassen; im Moment der Entscheidung bieten sie sich ihm plötzlich dar und werden dann mit Einem Male in Besitz genommen."[3] „Das ist die eigentümliche Macht der öffentlichen Meinung in einer Nation, daß sie auch die ergreift und mit sich fortreißt, gegen die sie Partei nimmt."[4] „So fest sind die Wirksamkeiten der verschiedenen Gewalten nicht abgegrenzt, daß doch nicht etwas durchaus Individuelles zurückbliebe, was eine der herrschenden entgegengesetzte Richtung in sich schließen und derselben Raum machen kann."[5] „Wie viel gewaltiger, tiefer, umfassender ist das allgemeine Leben, das die Jahrhunderte in ununterbrochener Strömung erfüllt, als das persönliche, dem nur eine Spanne Zeit gegönnt ist, das nur da zu sein scheint, um zu beginnen, nicht um zu vollenden. Die Entschlüsse der Menschen gehen von der Möglichkeit aus, welche die allgemeinen Zustände darbieten; bedeutende Erfolge werden nur unter Mitwirkung der homogenen Weltelemente erzielt; ein jeder erscheint beinahe nur als eine Geburt seiner Zeit, als der Ausdruck einer auch außer ihm vorhandenen allgemeinen Tendenz. Aber von der anderen Seite gehören die Persönlichkeiten doch auch wieder einer moralischen Weltordnung an, in der sie ganz ihr eigen sind; sie haben ein selbständiges Leben von originaler Kraft. Indem sie, wie man zu sagen liebt, ihre Zeit repräsentieren, greifen sie doch wieder durch eingeborenen

[1] Engl. Gesch.; S.W. 15, 311.
[2] Engl. Gesch.; S.W. 16, 43.
[3] Engl. Gesch.; S.W. 17, 104.
[4] Engl. Gesch.; S.W. 17, 259.
[5] Engl. Gesch.; S.W. 21, 27.

inneren Antrieb bestimmend in dieselbe ein."[1] „Die allgemeine Bewegung ist das eigentlich Lebendige in der Geschichte; wahre Bedeutung hat der Staatsmann nur insofern, als er sie an seiner Stelle fördert und vielleicht leitet."[2] „Für die Muse der Geschichte, wenn ich sie recht kenne, giebt es Dinge, welche sie unbekümmert auf sich beruhen lassen kann. Die Memoiren haben ihre besondere Stellung in der Litteratur; von den Zufälligkeiten des persönlichen Lebens, das sie mitteilen, kann der Geschichtsschreiber abstrahieren; sein Augenmerk ist vor allem auf die allgemeinen Angelegenheiten gerichtet."[3] „Männer von hoher Bedeutung können überhaupt nie ersetzt werden, denn die Bedingungen müßten sich wiederholen, aus denen ihre individuelle Stellung erwachsen ist."[4] „Große Männer schaffen sich ihre Zeiten nicht, aber sie werden auch nicht von ihnen geschaffen. Es sind originale Geister, die in den Kampf der Ideen und Weltkräfte selbständig eingreifen, die mächtigsten derselben, auf denen die Zukunft beruht, zusammenfassen, sie fördern und durch sie gefördert werden."[5] „Das größte individuelle Leben ist doch nur ein Moment in der Verflechtung des allgemeinen Lebens."[6]

Ich habe Ranke absichtlich längere Zeit hindurch allein das Wort gelassen, denn nur so darf ich hoffen, ihm gerecht zu werden. Es würde vergebens sein, den vorstehenden Äußerungen eine eingehendere Theorie über das gegenseitige Verhältnis von Freiheit und Notwendigkeit zu entnehmen. Und es wäre leicht, in ihnen stärkere Widersprüche und kleinere Unebenheiten im Zusammenhange des Denkens nachzuweisen.

Ranke ist kein Philosoph, so sehr er eine philosophische Ader besitzt[7]. Er ist „kein ausgeklügelt Buch", er ist „ein

---

[1] Vorwort zu Wallenstein; G.W. 23, S. I.

[2] Vorwort zu Hardenberg; G.W. 46, S. VI.

[3] Vorwort zu Hardenberg; G.W. 46, S. XI.

[4] Weltgesch. 1, 306.

[5] Weltgesch. V², 106.

[6] Weltgesch. V², 246.

[7] Vgl. Ranke an Ritter, Venedig 6. Aug. 1830; G.W. 53/54, 238.

Mensch mit seinem Widerspruch". Seine Äußerungen wollen aus der lebendigen Praxis einer großen historischen Erfahrung begriffen werden. Indem diese sich bei jedem allgemeinen Satze mit ihrer unendlichen Kasuistik von Kautelen aufdrängt, und gleichwohl zu deren Bewältigung eine individuelle philosophische Terminologie nicht zur Verfügung steht, erhalten seine Äußerungen etwas Elastisches und Unbestimmtes, das ihnen häufig den Charakter des Erhabenen, bisweilen den des Trivialen verleiht. Und weiter: indem Ranke sich wohl bewußt ist, einen Kern fester Überzeugungen zu haben, für diesen Kern aber niemals einen formelhaft überlegten und bis ins Detail der Erscheinungen hinein abgewogenen Ausdruck gesucht, mit einem Worte ihn systematisiert und in seinen einzelnen Bestandteilen von vielleicht widersprechendem Inhalt gesäubert und ausgeglichen hat, scheut er sich, überhaupt das Allerheiligste seiner Überzeugungen in Worte zu fassen. Er geht in seinen Äußerungen immer nur bis zu einem gewissen Punkte; das tiefste Innere bleibt unerschlossen, wie jene Haine, in denen die Germanen die Gottheit unmittelbar waltend dachten, und es wird deshalb, gleich jenen, „sola reverentia", nur in ehrfurchtsvoller Ahnung geschaut.

Ranke steht mit einer solchen geistigen Haltung zu den höchsten philosophischen Fragen keineswegs allein; es ist, wenigstens auf dem Gebiete germanischen Geisteslebens, das gewöhnliche Verfahren großer Männer, die nicht unmittelbar philosophisch zu denken gezwungen sind, so z. B. Goethes. Ihnen allen thut man unrecht, faßt man aus einzelnen ihrer Äußerungen mit Ach und Weh ein philosophisch abgerundetes System zusammen; es kann sich nur um eine unbestimmter gehaltene Umschreibung des Kernhaften ihrer Ansichten handeln.

Hier stehen nun bei Ranke vor allem zwei Punkte völlig fest, die Brennpunkte gleichsam der Ellipse seines historischen Denkens: die idealistische Weltanschauung im Sinne der Identitätsphilosophie und die universalistische Auffassung der Geschichte wesentlich im Sinne des Kosmopolitismus unserer klassischen Litteratur.

Ranke hat bei der Berufswahl zwischen Theologie und

Philosophie geschwankt; er hat gepredigt; er hat sich immer als einen evangelischen Christen bekannt. Aber er war nicht orthodox im dogmatischen Sinne, schon als Student konnte er ein näheres Verhältnis zur Dogmatik nicht gewinnen; mit dem Christentum verband ihn vielmehr eine spontane Religiosität mystischen Charakters, und diese war ihrerseits wieder durch die philosophischen Strömungen seiner Jugendjahre bedingt.

Eine der merkwürdigsten Stellen vielleicht, die tief auf den Grund des Rankeschen Wesens schauen lassen, ist diejenige, in der er die religiösen Überzeugungen Friedrichs des Großen zu charakterisieren sucht[1]. Er sagt hier: „eine höchste Intelligenz nahm er an und stellte sich ihr Verhältnis zu dem Universum vor wie das der Seele zum Leibe. Bei dem Testament mag es ihm begegnet sein, daß er Natur nannte, was andere Gott nennen. Das geheimnisvolle Ich aller Existenz, welches der Welt verschwindet, indem es sie erfüllt, verehrte er als über das Menschenleben unendlich erhaben. Die mystischen Beziehungen, durch welche die Religion Gott und Mensch vermittelt, hielt er für eingebildet; für ihn bestand diese Kluft in ihrer alles Sinnens der Vernunft spottenden, geistig unausfüllbaren Weite; von den Offenbarungen im Wort wollte er nichts hören." Aus dieser Stelle ergiebt sich für Ranke als fundamental: das Bewußtsein eines Gottes, der der Welt verschwindet, indem er sie erfüllt, und dessen Verhältnis zum Menschen nicht in vernunftgemäßen, sondern in mystischen Beziehungen vermittelt wird.

Das ist in der That der Kern des frommen Fühlens bei Ranke. Von hier aus erscheint ihm in dem Menschen die Manifestation Gottes[2]. Und von diesem Standpunkte aus sieht er menschliches Thun durch eine geheimnisvolle Kraft selbst dann bestimmt, wenn zu dessen Erklärung an sich Vernunftgründe auszureichen scheinen. So sagt er in der Englischen Geschichte[3]: „Erst ein Spätlebender vermag die Umstände zu über-

[1] D. Mächte u. der Fürstenbund; G.W. 31, 188/9.
[2] Allgem. Bemerkungen 1839—49; G.W. 53/54, 570.
[3] G.W. 20, 352.

blicken, die bei einem großen Ereignis einander berühren und bedingen. In dem Moment der Handlung kann sie niemand kennen, erwägen und sich darnach richten; die Aktion geschieht meistens in einem Halbdunkel von wahren und falschen Vorstellungen; um nicht ungerecht zu werden, muß man auch den Irrtümern Rechnung tragen." Anderswo aber meint er[1]: „Es sollte zuweilen scheinen, als gäbe es in den Verwirrungen selbst eine geheime Kraft, die den Menschen bildet und emporbringt, der ihnen zu steuern fähig ist."

Und wie in dem Menschen, so erweist sich ihm natürlich erst recht in dem menschlich Geschaffenen die Manifestation Gottes. So bezeichnet er z. B. in dem Politischen Gespräch von 1836 die Staaten als „geistige Wesenheiten, originale Schöpfungen des Menschengeistes — man darf sagen Gedanken Gottes". Und er bleibt bei dieser Vorstellung, trotzdem er hier Freiheit und Notwendigkeit ineinander verwoben sieht[2]: „Nicht wie die Naturgewächse erheben sich die Gebilde der Staaten: in ihren Abwandlungen hängt fast das meiste von den Umständen, der Sinnesweise der Menschen, wie sie eben bei einander sind, den zu überwindenden Gegensätzen, dem Zwecke, welchen die vorwaltenden Geister in jedem Momente verfolgen, und dem Glücke ab, mit dem das geschieht. Wenn irgendwo, so greifen hier Freiheit und Notwendigkeit ineinander."

Dem entsprechend bildet, da sich in menschlichen Handlungen und deren Ergebnissen Gott manifestiert, das ganze geschichtliche Geschehen ein göttliches Geheimnis. So sind Ranke namentlich die „Momente, die den Fortgang der Weltgeschichte bedingen, er möchte sagen, ein göttliches Geheimnis"[3]; die Weltgeschichte wird ihm zur Mär, und die geschichtlichen Strömungen sind ihm „die Geschicke Gottes in der Welt".[4]

---

[1] Päpste; G.W. 37, 231.
[2] Franz. Gesch.; G.W. 11, 5.
[3] D. Gesch. im Zeitalter der Reform.; G.W. 4, 46.
[4] Ebd.; W.G. 1, 55.

Nun hat freilich Ranke nicht verkannt, daß „dem menschlichen Thun und Lassen auch noch eine ganz andere, auf die Bedingungen des realen Daseins gerichtete Tendenz innewohnt"; aber sie strebt ihm „doch unaufhörlich nach dem Göttlichen hin"[1], kommt also als selbständig nicht in Betracht. Mit anderen Worten hat er diese Ansicht in den für die Kenntnis seines Wesens so ungemein wichtigen „Allgemeinen Bemerkungen"[2] ausgedrückt: „Der Welt der Wahrheit steht eine Welt des Scheins gegenüber, die auch in die Tiefe geht und immer tieferen Schein entwickelt, bis sie in die Wesenlosigkeit ausgeht; jene endet im Wesen."

Unter diesen Umständen giebt es „überhaupt keine menschliche Thätigkeit von wahrhafter geistiger Bedeutung, die nicht in einer mehr oder minder bewußten Beziehung zu Gott und göttlichen Dingen ihren Ursprung hätte"[3], und es erscheint als Postulat, daß die Studien „eine unendliche, mit der höchsten moralischen Weltordnung verwandte Beziehung haben müssen, wenn sie den Geist zu innerer Anstrengung anregen sollen"[4]. Vor allem gilt das natürlich auch von der Geschichte; sie ist ein Teil der „göttlichen Wissenschaft". „Wer die inneren Fäden des Getriebes der Menschheit, diesen in ihr selber sich entwickelnden und zum Vorschein kommenden Geist, zu erkennen vermöchte, würde einen Teil der göttlichen Wissenschaft besitzen. Allein, ist das so geschwind möglich? Aus der Tiefe der eingehendsten Kenntnis allein ist es möglich, seine geheimen Spuren zu entnehmen .... Wenn Plato die höchsten Resultate seines Nachdenkens darstellen wollte, so verhüllte er sie in den Mythus."[5]

Nach alledem ist kein Zweifel: die Weltanschauung Rankes ist mystisch, und er selbst, der wiederholt von dem Geheimnis der historischen Entwicklung redet, würde auch für seine Betrachtung der „Geschicke Gottes in der Welt" das Prädikat

[1] Weltgesch. I[1], 1.

[2] S.W. 53/54, 570. Man halte es hiermit zusammen, daß Hegel die Weltlichkeit einmal die „unendliche Lüge" nennt; Philos. d. Gesch., S. 444.

[3] D. Gesch.; S.W. 1, 3.

[4] Gedächtnisrede auf Gervinus, Hist. Z. 27, 139.

[5] Allgemeine Bemerkungen, S.W. 53/54, 570.

einer mystischen Betrachtung nicht abgelehnt haben, denn „an die Wahrheit der geistigen Welt glauben: das ist Religion“[1].

Es ist schon lange gezeigt, jüngst aber von Ritter besonders ausführlich nachgewiesen worden, daß die philosophischen Ingredienzien dieses historischen Mysticismus aus den Lehren Fichtes, allgemeiner gesagt aus der Identitätsphilosophie in Fichtescher Färbung stammen[2]. Die tiefere Grundlage aber bietet, wie ich meine, doch der schlichte evangelische Glaube in der ursprünglichsten lutherischen Gestalt. Man muß auch hier vor allem Ranke selbst zu Worte kommen lassen. Er hat in einer der Reden zum fünfzigjährigen Doktorjubiläum[3] als die Männer, die ihn vornehmlich angeregt haben, neben Thukydides und Niebuhr, Luther und Fichte genannt, Fichte aber doch in merklichem Abstand von den Andern. „Eine andere Richtung war es, die mich bald darauf auf die Werke Luthers führte; auch sie habe ich vielfach studiert (als Student in Leipzig) und durch sie keinen geringen Impuls erhalten. Das etwa wären die drei Geister, denen ich die Grundelemente verdanke, aus denen sich meine späteren historischen Studien auferbaut haben. Sollte ich noch einen vierten nennen, so wäre es Fichte, mit dessen Schriften ich mich ebenfalls viel beschäftigt habe.“ An dieser entscheidenden Stelle tritt doch neben den beiden Historikern Luther sehr hervor. Ich glaube, mit Recht. Luther ist in seiner Rechtfertigungslehre der Begründer jenes tiefsinnigen, unsinnlichen Idealismus gewesen, aus dessen Wurzeln später, in einem geistig höher konstruierten Zeitalter, die Identitätsphilosophie hervorgegangen ist. Schon mit der Muttermilch hat Ranke diese geistige Stimmung eingesogen. Fichte hat ihr dann wohl nur in gewissen Richtungen eine bestimmtere Form geben helfen.

Was aber folgt nun aus dieser Weltanschauung für den Historiker Ranke? Er mußte in den großen geschichtlichen Zusammenhängen göttliche Manifestationen, Offenbarungen eines

[1] A. a. O. S. 571.

[2] Vgl. z. B. Fester in D. Zs. für Geschichtswissensch. 6, 238 ff.; Ritter, Leopold v. Ranke, Bonner Rektoratsrede 1895, S. 8.

[3] S.W. 51/52, 589.

hinter der uns vernunftmäßig erkennbaren Welt stehenden Gottes sehen. Es ist die eine Wurzel seiner Ideenlehre.

Die andere entspringt seinem Kosmopolitismus. Ihm ist, als einem Kinde noch des 18. Jahrhunderts, die Geschichte „ihrer Natur nach universell“ [1], und niemals scheint ihm für diese Anschauung der Zweifel aus einem allgemeinen Satze her gekommen zu sein, den er in den „Allgemeinen Bemerkungen“ (1831—49) in die Worte gekleidet hat: „Jedes Jahrhundert hat die Tendenz, sich als das fortgeschrittenste zu betrachten und alle anderen nur seiner Idee nach abzumessen.“ [2] In der Praxis hat er dann freilich einige Einschränkungen des Gedankens eintreten lassen. Zwischen den Einzelnen und die Menschheit, die ihm übrigens immer nur die europäische bezw. die des morgenländisch-abendländischen Kulturkreises ist, stellten sich doch die Begriffe des Einzelstaates und der Einzelnation. Nur sind diese Begriffe bei ihm niemals völlig zu ihrem Rechte gekommen; wie besonders der Begriff der Nation unbestimmt und verblasen bleibt, ist neuerdings trefflich nachgewiesen worden [3]. Aber ganz eliminieren ließen sie sich doch nicht. So mußten sie nach Möglichkeit untergeordnet werden. „So notwendig in sich selbst, so allumfassend ist die Aufeinanderfolge der Zeitalter, daß auch der mächtigste Staat o f t [4] nur als ein Glied der Gesamtheit erscheint, von ihren Schicksalen umfangen und beherrscht. Wer es einmal versucht hat, die Geschichte eines Volkes als ein Ganzes in ihrem inneren Zusammenhange zu denken, ihren Verlauf anzuschauen, wird die Schwierigkeit empfunden haben, die hieraus entspringt. In den einzelnen Momenten eines sich fortbildenden Lebens nehmen wir doch die verschiedenen Strömungen der Weltgeschichte wahr.“ [5]

[1] Verwandtschaft u. Unterschied der Hist. u. Politik; G.W. 24, 288.

[2] Ebd. 53/54, 570.

[3] Ritter a. a. O. S. 16 f. Man vgl. hiermit, was List in der Vorrede zu seinem nationalen System der politischen Ökonomie (1831) ausführt: Man habe bisher, „vor lauter Menschheit, vor lauter Individuen die Nationen nicht gesehen.“

[4] Von mir gesperrt.

[5] Geschichte der Päpste; G.W. 37, 277/8.

„Wie alles individuelle Leben von dem Gemeinwesen abhängt, dem jeder angehört, so knüpft sich wieder das Leben der Staaten an die allgemeinen Verhältnisse der Welt an, in denen sie emporkommen oder verfallen." [1] „Das eigentümliche Leben der verschiedenen Nationen in ihrer Verflechtung untereinander und in ihrer Beziehung zu der idealen Gemeinschaft bedingt den Fortgang in der Geschichte der Menschheit." [2]

Von hier aus gewinnt Ranke dann seine allgemeinen Anschauungen über die Wirksamkeit der Nationalität bezw. des Staates und der allgemeinen Kultur in der Geschichte. Nirgends hat er sich darüber schöner geäußert, als in der Vorrede zur Weltgeschichte. Ich citiere nur zwei Sätze: „Die Nationen können in keinem anderen Zusammenhang in Betracht kommen, als inwiefern sie, die eine auf die andere wirkend, nacheinander erscheinen und untereinander eine lebendige Gesamtheit ausmachen." „Keineswegs allein auf Kulturbestrebungen beruht die geschichtliche Entwicklung. Sie entspringt noch aus Impulsen ganz anderer Art, vornehmlich dem Antagonismus der Nationen, die um den Besitz des Bodens und um den Vorrang untereinander kämpfen." Doch ich habe diese Gedankengänge hier nicht weiter zu verfolgen [3]. Klar ist auch bei ihnen, daß Nation und Staat als Agentien der weltgeschichtlichen Bewegung erscheinen. Und das gilt Ranke auch für das Individuum: „Niemand ist lediglich ein Bürger des Gemeinwesens, dem er angehört; das Menschliche erhebt sich aus dem Nationalen und über dasselbe. Darauf beruht alle Religion, überdies aber auch alle Teilnahme an der Entwicklung des menschlichen Geschlechts." [4]

Ranke hat trotz gelegentlicher Abweichungen [5] an dieser Auffassung ständig festgehalten: Geschichte ist ihm Universalgeschichte. Er hat sich wohl dahin geäußert, eine deutsche

---

[1] Zur venet. Gesch.; G.W. 42, 6.

[2] Weltgesch. V¹, 4.

[3] Vgl. dazu Ritter a. a. O. S. 16 f.

[4] Weltgesch. II¹, 388.

[5] Vgl. z. B. Serbische Gesch., G.W. 43/44, 3, und namentlich eine Aufzeichnung von 1880, G.W. 53/54, 639.

Nationalgeschichte sei keine wissenschaftliche Aufgabe. Dove hat in seiner trefflichen Biographie Rankes [1] mit Erfolg nachweisen können, daß auch die Ausschnitte Rankes aus Nationalgeschichten, die deutsche, englische und französische Geschichte, wie nicht minder die preußische Staatsgeschichte, ja auch die Biographien Wallensteins und Hardenbergs, durchaus vom weltgeschichtlichen Standpunkte geschrieben sind. Dasjenige Werk Rankes, das ihn berühmt machte und wohl den homogensten Ausdruck seines Geistes birgt, die Geschichte der Päpste, behandelt die einzige große Universalgewalt des Abendlandes.

So ist Ranke in jeder Faser seines Denkens, in jedem Zeitraum seines langen Lebens den kosmopolitischen Tendenzen seiner Jugendzeit treu geblieben, so treu, wie dem mystischen Idealismus einer auf der Grundlage der lutherischen Reformation sich erhebenden Identitätsphilosophie. Aus beiden Quellen her floß seine historische Auffassung.

Demgemäß mußte sie einmal den Nachweis des weltgeschichtlichen Ineinandergreifens der staatlichen und nationalen Kräfte als der Komponenten der weltgeschichtlichen Bewegung zur Aufgabe haben und mußte zu diesem Zwecke diese Kräfte aufsuchen und in möglichst einfacher Charakteristik vergegenwärtigen. Und sie mußte ferner diese Kräfte als Ausfluß des hinter den geschichtlichen Erscheinungen stehenden göttlichen Prinzipes, als Manifestation Gottes fassen. Es sind die Voraussetzungen der Rankeschen Ideenlehre.

Die Rankeschen Ideen sind eben diese Kräfte. Ranke kann sich in der Umschreibung ihres Begriffes kaum genug thun. Sie sind die „objektiven Ideen", die mit der Kultur des menschlichen Geschlechtes verbunden sind, die „höheren Potenzen", die „großen Kombinationen, die in den Dingen liegen", die „angeborenen Kräfte der Elemente, welche die Welt zusammensetzen" [2],

[1] A.D.B. Bd. 27.

[2] Diese Elemente (Franz. Gesch.; S.W. 11, 177) werden anderswo die „Autoritäten, welche die objektiven Ideen repräsentieren", genannt (Engl. Gesch., S.W. 14, 38), und es ergiebt sich, daß solche Autoritäten z. B. Staat und Kirche sind.

die „allgemeinen Ideen, die das Leben des menschlichen Geschlechtes in sich tragen“ [1] u. s. w.

An drei Stellen seiner Werke vor allem, soweit ich sehe, geht Ranke auf sie von den weitesten Gesichtspunkten aus ein. Sie müssen, bei der Schwierigkeit, Rankes Auffassung auf eine kurze Formel zu bringen, ohne sie zu vergewaltigen, hier im Wortlaut folgen. „Ich denke mich nicht zu täuschen oder die Schranken der Historie zu überschreiten,“ sagt er an der ersten Stelle [2], „wenn ich an dieser Stelle ein allgemeines Gesetz des Lebens wahrzunehmen glaube. Unzweifelhaft ist: es sind immer Kräfte des lebendigen Geistes, welche die Welt so von Grund aus bewegen. Vorbereitet durch die vorangegangenen Jahrhunderte, erheben sie sich zu ihrer Zeit, hervorgerufen durch starke und innerlich mächtige Naturen, aus den unerforschten Tiefen des menschlichen Geistes. Es ist ihr Wesen, daß sie die Welt an sich reißen, zu überwältigen suchen. Je mehr es ihnen aber damit gelingt, je größer der Kreis wird, den sie umfassen, desto mehr treffen sie mit dem eigentümlichen, unabhängigen Leben zusammen, das sie nicht so ganz und gar zu besiegen, in sich aufzulösen vermögen. Daher geschieht es — denn in unaufhörlichem Werden sind sie begriffen —, daß sie in sich selbst eine Umwandlung erfahren. Indem sie das Fremdartige umfassen, nehmen sie schon einen Teil seines Wesens in sich auf, es entwickeln sich Richtungen in ihnen, Momente des Daseins, die mit ihrer Idee nicht selten in Widerspruch stehen. Es kann aber nicht anders sein, als daß im allgemeinen Fortschritt auch diese wachsen und gedeihen. Es kommt nun darauf an, daß sie nicht das Übergewicht bekommen; sie würden sonst die Einheit und ihr Prinzip geradezu zerstören.“ Dieser Stelle, welche in den dreißiger Jahren geschrieben ist, schließt sich noch aus derselben Zeit eine andere in der Deutschen Reformationsgeschichte an [3]. „Die Ideen, durch welche menschliche Zustände begründet

[1] Serbische Gesch.; S.W. 43/44, 3.
[2] Päpste; S.W. 37, 471.
[3] S.W. 1, 55.

werden, enthalten das Göttliche und Ewige, aus dem sie quellen, doch niemals vollständig, in sich. Eine Zeit lang sind sie wohlthätig, Leben gebend; neue Schöpfungen gehen unter ihrem Odem hervor. Allein auf Erden kommt nichts zu einem reinen und vollkommenen Dasein; darum ist auch nichts unsterblich. Wenn die Zeit erfüllt ist, erheben sich aus dem Verfallenden Bestrebungen von weiter reichendem geistigen Inhalt, die es vollends zersprengen. Das sind die Gedanken Gottes in der Welt." Endlich folge eine Stelle aus den „Großen Mächten". [1] „Nicht ein solches zufälliges Durcheinanderstürmen, Übereinanderherfallen, Nacheinanderfolgen der Staaten und Völker bietet die Weltgeschichte dar, wie es beim ersten Blicke wohl aussieht. Auch ist die oft so zweifelhafte Förderung der Kultur nicht ihr einziger Inhalt. Es sind Kräfte und zwar geistige, Leben hervorbringende Kräfte, selber Leben, es sind moralische Energien, die wir in der Entwicklung erblicken. Zu definieren, unter Abstraktionen zu bringen sind sie nicht, aber anschauen, wahrnehmen kann man sie; ein Mitgefühl ihres Daseins kann man sich erzeugen. Sie blühen auf, nehmen die Welt ein, treten heraus in dem mannigfaltigsten Ausdruck, bestreiten, beschränken, überwältigen einander; in ihrer Wechselwirkung und Aufeinanderfolge, in ihrem Leben, ihrem Vergehen oder ihrer Wiederbelebung, die dann immer größere Fülle, höhere Bedeutung, reicheren Umfang in sich schließt, liegt das Geheimnis der Weltgeschichte."

Man kann aus den soeben citierten drei Stellen alle wesentlichen Eigentümlichkeiten der Ideenlehre Rankes ableiten, und es bedarf nur geringer Zusätze aus anderen Äußerungen Rankes, um das Bild ziemlich vollständig zu machen.

Die Herkunft der Ideen ist mystisch nach Zeit wie nach Entstehungsart. Sie „blühen auf", sie sind da „zu ihrer Zeit". Sie sind zwar vorbereitet durch die frühere menschliche Entwicklung, sie müssen auch der Hauptsache nach durch große Persönlichkeiten vermittelt werden [2], sie können gelegentlich in

[1] G.W. 24, 38 f.

[2] Päpste, G.W. 37, 295; vgl. dazu Engl. Gesch., G.W. 14, 40; Allgemeine Bemerkungen, G.W. 53/54, S. 570.

größerer Fülle wiederkehren, aber sie quellen stets aus dem Göttlichen und Ewigen, aus den unerforschten Tiefen des menschlichen Geistes. Wie das im einzelnen vorzustellen ist, hat Ranke gelegentlich in verschiedener Weise ausgeführt. Hier zwei Beispiele. Zu den Verhandlungen zu Passau (1552) äußert er[1]: „Im Angesicht der Kämpfe, welche die Welt erfüllen, der Kräfte, die dazu von beiden Seiten in Anwendung gesetzt werden, und der Erfolge, die sich ergeben, bilden sich Überzeugungen, die plötzlich hervortreten und jedermann ergreifen, weil sie aus dem Geschehenen mit Notwendigkeit entspringen; man kann sagen: sie enthalten Gesetze für eine wenn auch erst ferne Zukunft in sich." An einer anderen Stelle der Deutschen Reformationsgeschichte bemerkt er[2]: „Die europäische Kultur vor dem Beginn der Reformation ... war ein einziges Gebilde, aus den Keimen, welche die früheren Jahrhunderte gepflanzt, eigentümlich emporgewachsen, in welchem sich göttliche und weltliche Macht, Phantasie und dürre Scholastik, zarte Hingebung und rohe Gewalt, Religion und Aberglaube begegneten, in einander verschlungen und durch ein geheimes Etwas, das allen gemeinsam war, zusammengehalten" .....

In Wirkung treten die Ideen, indem sie die Welt zu überwältigen suchen. In diesem Bestreben sind sie wohlthätig, Leben gebend, schöpferisch, Begründer menschlicher Zustände. Keine Macht kann emporkommen, die nicht zugleich auf der Grundlage der Idee beruht und in der Idee ihre Beschränkung findet[3]. Freilich: „aus der alles andere negierenden Idee erhebt sich notwendig und allemal der Schrecken."[4] So sind die Ideen „wie Naturkräfte, welche bilden, aber ebenso wohl zerstören"[5].

Sie können dabei lange dauern. So hat z. B. „die Idee der persönlichen Ehre und Pflicht der romanisch-germanischen

[1] Deutsche Geschichte; S.W. 5, 194.
[2] S.W. 1, 165.
[3] Päpste; S.W. 37, 381.
[4] Deutsche Geschichte; S.W. 3, 382.
[5] Engl. Gesch.; S.W. 15, 270.

Welt allezeit ihren eigentümlichen Charakter verliehen"[1]. Aber unsterblich sind sie nicht. Denn sie enthalten das Göttliche und Ewige niemals vollständig in sich. Und außerdem treffen sie, indem sie die Welt zu überwältigen suchen, mit dem „eigentümlichen, unabhängigen Leben" zusammen. Dieses eigentümliche Leben ist aber nun keineswegs, wie ein moderner Kopf wohl zu denken geneigt sein möchte, das Leben des „Scheins"[2], d. h. der „materiellen", der außeridealen Welt, sondern vielmehr das des individualen Geistes. „Auch die Ideen gehen vorüber," sagt Ranke in der Preußischen Geschichte[3]; „wir unterscheiden von denselben noch die Geister, die sich in ihnen bewegen, sie mit hervorbringen, aber auch noch ein freies Selbst haben und nicht in ihnen aufgehen." Die Geister nehmen die Ideen nur in „subjektiv vermittelter, also auch beschränkender Aneignung auf, die nicht ohne Streit und Gegensatz zu denken ist"[4]. Namentlich die großen Männer sind „originale Geister, die in den Kampf der Ideen und Weltkräfte selbständig eingreifen" — freilich auch die „mächtigsten derselben, auf denen die Zukunft beruht hatte, zusammenfassen, sie fördern und durch sie gefördert werden"[5]. In diesen Vorgängen werden nun die Ideen verändert und nicht selten im Widerspruch zu ihrem eignen Charakter umgewandelt. Es entwickeln sich Richtungen in ihnen, die, „wenn die Zeit erfüllt ist", bis zur Zersprengung ihres ursprünglichen Gehaltes führen können.

Zudem aber treffen die Ideen in dem Augenblick, da sie sich geltend machen, auch auf andere, schon vorhandene Ideen. Mit diesen können sie Allianzen schließen und wieder lösen[6], sie können sie aber auch bekämpfen. Ja, der Kampf ist das Gewöhnliche, und gerade im Kampfe der Ideen vollzieht sich die geschichtliche Bewegung. So erzählt uns Ranke von der Idee

[1] Engl. Gesch.; S.W. 17, 86.
[2] S. oben S. 34.
[3] S.W. 27/28, 540.
[4] Engl. Gesch.; S.W. 14, 37.
[5] Weltgesch. V², 106.
[6] Weltgesch. III¹, 185.

der Volkssouveränetät: „zuweilen zurückgedrängt und nur die Meinungen bestimmend, aber dann wieder hervortretend, offen bekannt, niemals realisiert und immer eingreifend, ist sie das ewig bewegliche Ferment der modernen Welt[1]".

Damit sind denn die Kampfesaugenblicke der Ideen, die aktuell gewordenen Möglichkeiten folgenreicher Wandlungen in der Konstellation der Ideen, die eigentlichen weltgeschichtlichen Augenblicke[2]. In ihnen wird das allgemeine Gesetz des Lebens am besten geahnt, mitgefühlt und angeschaut; hier tritt das Geheimnis der Weltgeschichte, treten die Geschicke Gottes in der Welt am besten hervor, und man darf sagen: „Die obersten Prinzipien, die in den Konflikten der geistigen und materiellen Kräfte die Oberhand behalten haben, bestimmen das Leben in jeder seiner Gestalten"[3].

Soviel zur Ideenlehre Rankes. Man sieht ohne weiteres: diese Anschauungen sind einmal aufs tiefste durch den dialektischen Entwicklungsprozeß der Identitätsphilosophie beeinflußt und damit das Korrelat zur Naturphilosophie der ersten Jahrzehnte unseres Jahrhunderts[4]; und andererseits erinnern sie an die panpsychischen Naturlehren des 16. Jahrhunderts[5]. Die mystischen Ingredienzien jener beiden Zeiten, an deren geistigem Gehalt das Denken Rankes erwuchs, der lutherischen Reformationszeit und der Zeit der idealistischen Philosophie, treten in ihnen zu Tage. Die geschichtliche Welt in den Äußerungen ihres Daseins und Wirkens ist nichts aus sich heraus, durch Annahme immanenter Kräfte Erklärliches; noch viel weniger ist es die Aufgabe, etwa die Summe der zunächst auf der Oberfläche in bunter Mannigfaltigkeit erscheinenden Kraftäußerungen in immer intensiverer Untersuchung stets schärfer

[1] Engl. Gesch.; W.G. 16, 328.

[2] Zur Bedeutung des mit dieser Lehre verknüpften Wortes Moment bei Ranke s. Ritter, S. 28 f.

[3] Preuß. Gesch.; G.W. 29, 270.

[4] Als solche hat sie schon Lorenz, Geschichtswissenschaft I, 268, ziemlich deutlich bezeichnet. Freilich vgl. Lorenz II, 66, letzter Absatz.

[5] Das zeigen gerade solche Stellen, wo Ranke Geschichtswissenschaft und Naturwissenschaft vergleicht, s. z. B. Lorenz II, 93.

zu charakterisieren, womöglich auf einfachere immanente Einheiten zu reduzieren und — als letztes Ziel der Forschung — auf wenige Agentien zurückzuführen. Das Ziel des wissenschaftlichen Begreifens ist nicht, trotz aller Postulate unseres Denkens, Unifikation der Elemente des Wissens, sondern vielmehr das Aufgehen in eine große Zahl von geschichtlichen Sonderbewegungen, deren jede in einer Idee ihr spezifisches Agens hat. Augenscheinlich ist die Analogie mit den astralen und terrestrischen Kräften, den magischen und astrologischen Vorstellungen des 16. Jahrhunderts, sowie mit verwandten, aber abgetönteren Vorstellungen der neueren Naturphilosophie.

Und wie der naturalistische Panpsychismus trotz gelegentlicher Tendenz zum Pantheismus dennoch im wesentlichen theistisch blieb, jedenfalls aber ein göttliches Prinzip hinter allen seinen „Kräften" in irgend einer schwer begreiflichen und häufig garnicht genauer umschriebenen Form festhielt, so verfährt auch Ranke. Er sieht hinter seinen Ideen Gott, und zwar einen persönlichen Gott; sehr entschieden hat er sich gegen die in Hegels System beschlossenen pantheistischen Tendenzen ausgesprochen[1]. Aber er hält es nicht für eine wissenschaftliche Aufgabe, festzustellen, wie die Ideen aus Gott hervorgehen; hier, ja schon in den geschichtlichen Anfängen jeder Idee beginnt für ihn das „Geheimnis"[2].

Den Anschauungen Rankes wird niemand eine großartige Geschlossenheit absprechen wollen. Es ist ein erhabener, auf innigsten persönlichen Überzeugungen beruhender Spiritualismus. Aber man soll auch nicht verkennen, daß diese Anschauungen vor allem auf einem Standpunkt persönlichen Glaubens und erst in zweiter Linie auf einem solchen wissenschaftlicher Forschung beruhen, so sehr sie sich bei Ranke mit intensiver Freude an realistischer Feststellung der Einzelthatsachen verbanden.

Man hat diese Lage der Dinge vielfach verkannt. Man hat gemeint, Rankes Weltanschauung habe seine geschichtliche

[1] In den Berchtesgadener Vorträgen, W.G. IX², S. 7. S. auch Fester a. a. O., S. 242 f.

[2] Vgl. die charakteristischen Mitteilungen bei Lorenz I, 288; II, 59, Anm. 2.

Auffassung wenig berührt; trotz aller Ideen beruhe diese allein auf der bloßen Reproduktion und Verarbeitung der genuinen Quellen[1]. Und wenn man bei Ranke die Darstellung derjenigen Seiten des geschichtlichen Lebens, die einer spiritualistischen Betrachtung abgewandt sind, vernachlässigt fand, hat man geglaubt, das mit seiner mehr ästhetischen Veranlagung erklären zu können.

In alledem hat man Ranke unrecht gethan. Ranke hat die volle Wucht seiner persönlichen Überzeugung in seine geschichtliche Darstellung hineingetragen; es ist ganz unmöglich, auch nur eine Seite dieser Darstellung ohne Rücksicht auf sie eingehender zu verstehen; das hat Lorenz in den von Ranke handelnden Partien seiner „Geschichtswissenschaft in Hauptrichtungen und Aufgaben" einleuchtend nachgewiesen. Und seine ästhetische Natur hat ihn an sich keineswegs gehindert, die materiellen Seiten der geschichtlichen Entwicklung zu sehen. Er hat gelegentlich auch die sozialen Elemente der Ereignisse wohl beachtet[2]; er hat von der Volkswirtschaft in seiner Rede beim Antritt der ordentlichen Professur wenigstens gesagt: „Der Historiker bedarf . . eine genaue und leicht zugängliche Bekanntschaft mit diesen Dingen, weil ja gar oft gerade auf diesem Gesundheitszustande des Staates die Ursachen der Ereignisse, die er erforscht, beruhen"[3], und er hat noch kurz vor seinem Tode den Schreiber dieser Sätze aufs lebhafteste zur Fortsetzung wirtschaftsgeschichtlicher Studien angespornt[4]. Er stand ferner auch unter dem Eindruck der Nachwirkungen des geschichtlich Gewordenen, soweit dieses auf natürlicher Grundlage beruht; daher die merkwürdigen Ansätze der später von Lorenz ausgebildeten Generationenlehre[5]. Aber selbst diese Dinge erschienen ihm doch in

[1] Dagegen schon Fester a. a. O., S. 253.

[2] Vgl. z. B. zu den Gründen des Verfalls des englischen Protektorates nach Cromwell G.W. 23, 313 f.

[3] G.W. 24, 288.

[4] Gespräch am 1. Mai 1886.

[5] Vgl. namentlich Preuß. Gesch.; G.W. 25, 75, und Gesch. der roman.-germ. Völker, neue Aufl.; G.W. 33, 323. Zur Patenschaft Rümelins an der Generationenlehre Lorenzens s. Bernheim, Lehrbuch der hist. Meth. [2], S. 65.

höherer, mystischer Beziehung; er sprach dabei von den „Absichten der Natur“ [1]. Und er hat, so sehr ihm alles Geschehende eine Einheit war [2], und so überzeugt er gelegentlich Politik als den Versuch definierte, „inmitten des Konflikts der Weltmächte, der idealen sowohl als der realen, das eigene Interesse zu wahren“ [3], dennoch niemals die materiellen Interessen als den geistigen irgendwie koordiniert anerkannt. Das größte Entgegenkommen, das er auf diesem Gebiete gezeigt hat, geht doch nicht weiter, als bis zu der Behauptung, „daß die Gesamtanstrengung der Geister und Kräfte in einer Nation, welche alle Gebiete umfaßt, das moralische, intellektuelle und selbst materielle Leben, ihren Rang bestimmt und selbst ihre Geschicke entscheidet“ [4].

Eine solche Haltung aber war keineswegs durch irgend welchen ästhetischen Abscheu bestimmt, sondern ging strikt aus der Ideenlehre hervor und damit aus der Anschauung von der transcendentalen Bestimmung des Menschen. „Geistig lebendige Menschen werden mehr von den allgemeinen Ideen als von den besonderen Interessen angeregt [5].“ „Das Göttliche ist immer das Ideale, das den Menschen voranleuchtet; dem menschlichen Thun und Lassen wohnt zwar noch eine ganz andere, auf die Bedingungen des realen Daseins gerichtete Tendenz inne, aber es strebt doch unaufhörlich nach dem Göttlichen hin [6].“ Dabei unterliegt alles im Grunde nur dem Einfluß der Ideen; „die Künste .... haben den Ideen eine Gestalt zu verleihen [7];“ „die Geister zu führen, das heißt: wahrhaft König sein [8];“ „unser europäisches Gemeinwesen hat sich noch niemals dem Gebote der reinen Gewalt unterworfen, noch ist es in jedem Momente

[1] Preuß. Gesch.; G.W. 27/28, 82. Man wird dabei an den „Plan der Natur“ der Kantischen, die „Kunst der Natur“ der Fichteschen, die „List der Vernunft“ der Hegelschen Geschichtsphilosophie erinnert.

[2] Vgl. z. B. den Anfang der Reformationsgesch.; G.W. 1, 3.

[3] Z. D. Gesch.; G.W. 7, 184.

[4] Hist. Zs. 27, 140.

[5] Engl. Gesch.; G.W. 14, 40.

[6] Weltgesch. I[1], 1.

[7] D. Gesch.; G.W. 1, 162. Den Gedanken würde Hegel kaum haben anders äußern können.

[8] Franz. Gesch.; G.W. 8, 92.

mit Ideen erfüllt gewesen[1];" überhaupt: „nicht durch momentane Vorteile oder diplomatische Künste, sondern durch die eingeborenen Kräfte der Elemente, welche die Welt zusammensetzen, werden die großen Fragen ausgemacht[2]."

Es wäre nach alledem falsch, bei aller Anerkennung strenger Forschung und persönlich realistischen Sinnes, den historischen Mystizismus Rankes von seiner geschichtlichen Auffassung im einzelnen trennen zu wollen: eben das Irrationelle ist ihm das geschichtliche Agens. Auch seine Methode, über deren Charakter man gegenüber noch immer gäng und gäben geheimnisvollen Vorstellungen die ausführliche Auseinandersetzung Lorenzens[3] nachlesen mag, hat ihn keineswegs vor dieser Auffassung bewahrt. Sie trat vielmehr, wenn auch ohne irgendwie zwingenden logischen Grund, doch bei der ungemein lebhaften und einheitlichen Vorstellungsart Rankes mit seiner Weltauffassung alsbald in unlösliche Beziehungen. „Die historische Forschung," sagt Ranke in der Vorrede zur Preußischen Geschichte (G.W. 25), „richtet sich ihrer Natur nach auf das einzelne. Aber man wird zugestehen, daß sie ihren Zweck verfehlt, wenn sie darin befangen bleibt. Die lebendigen Momente einer allgemeinen Entwicklung müssen auch den Gegenstand der Forschung bilden können. Eins belebt das andere; sie bedingen und ergänzen sich wechselweise." Eben aus diesem Zusammenhang hat Ranke seine Lehre vom Moment entwickelt. Aber wie diese Lehre schon die von den Ideen voraussetzt, so ist ihm die Erkenntnis der Ideen höchstes Moment seiner Forschung. In diesem Sinne äußert er sich zusammenhängend und höchst bezeichnend in den „Allgemeinen Bemerkungen", 1831—49[4], über die historische Forschung überhaupt. „Man muß von der Erzählung gleichsam ihre Phraseologie abstreifen; man muß sie auf ihren Kern und Inhalt zurückbringen. Ob eine völlig wahre Geschichte möglich ist? 1) Exakte Kenntnis der einzelnen Momente; 2) ihrer persönlichen Motive; 3) ihres

[1] Päpste, G.W. 37, 376; vgl. Lorenz a. a. O. II, 52.
[2] Franz. Gesch.; G.W. 11, 177.
[3] Geschichtswissenschaft II, S. 22 f., auch S. 17 f.
[4] G.W. 53/54, 569.

Zusammenwirkens, des ganzen Getriebes der Persönlichkeiten und wechselseitigen Einwirkungen; 4) des universalen Zusammenhanges. — Das letzte Resultat ist Mitgefühl, Mitwissenschaft des Alls." Man sieht: hier geht die mystische Auffassung ohne weiteres, und zwar als allgemeinstes bestimmendes Ergebnis, in die Konsequenzen der Methode mit ein. Die geschichtliche Auffassung Rankes in ihrem ganzen persönlich und zeitlich bedingten Spiritualismus ist kein Moment, das der Thatsachenerkenntnis fern bliebe, wie sie durch eine rein induktive Methode gewonnen wird: sie verbindet sich vielmehr mit dieser, ja beherrscht sie für die Darstellung in ihren allgemeinsten und wichtigsten Beziehungen: und gerade auf dieser Durchdringung beruht die Eigenart der Werke des Meisters.

* * *

Konnte Ranke unter diesen Umständen eine eigentliche Schule bilden? War es denkbar, daß, ganz abgesehen von der genialen Anlage der Persönlichkeit, auch nur die intimen zeitlichen Bedingungen seines Schaffens, Universalismus und lutherisch-fichtischer Spiritualismus, in irgend einem Kopfe mit einiger Originalität wiederum zusammenträfen? Die Möglichkeit wäre am ehesten noch gegeben gewesen, solange die geschichtliche Spezialforschung noch nicht die Welt des Rankeschen „Scheines", die Welt der wirtschaftlichen und sozialen Bewegung, der Massenbewegung überhaupt in ihren Bereich gezogen hatte. In der That sind da, aber freilich erst am Schlusse des damit freigegebenen Zeitraums, Köpfe wenigstens von Rankeschem Bestreben aufgetreten. Während die unmittelbaren Schüler Rankes wesentlich andere Wege gingen, kann man jetzt von einer Schule der Jungrankianer sprechen, um eine schon geprägte Bezeichnung anzuwenden.

Sie zerfallen in zwei Gruppen. Die erste derselben, Männer jetzt etwa in den vierziger und fünfziger Jahren, hat ihre geschichtliche Ausbildung noch vor dem Erwachen der modernen geschichtlichen Disziplinen abgeschlossen. Sie steht demselben teilweis noch mit der ursprünglichen Empfindung des Rankeschen „Scheines", teilweis aber auch, da die Bedeutung dieses

Scheines sich aufzudringen beginnt, ohne irgendwie vermitteltes Eingehen auf die neueren Auffassungen mit wachsender Animosität gegenüber. Von andrer Art ist die zweite, jüngere Gruppe. Sie ist teilweis schon mit nationalökonomischer Bildung versehen, kann sich jedenfalls dem Eindrucke der seit den siebziger Jahren stärker entwickelten wirtschafts- und sozialgeschichtlichen Studien durchaus nicht mehr entziehen. Aber sie meint nicht, daß diese Studien der Rankeschen Auffassung Abbruch thäten. Sie empfindet vielmehr die Aufgabe, sie der Rankeschen Ideenlehre gänzlich einzuordnen, freilich ohne deren großen mystischen Hintergrund noch voll anzuerkennen. Hierzu hatten sich nun hier und da schon kleine Ansätze bemerklich gemacht. Ein völlig entschlossener und eingehender Versuch in dieser Richtung ist indes erst neuerdings unternommen worden: in dem uns schon bekannten Aufsatz Rachfahls.

Welche Bedeutung dieser Aufsatz hiernach hat, ist nicht zu verkennen. Man darf zudem vermuten, daß er nicht bloß einen individuellen Gedankenertrag Rachfahls enthält, sondern auch Ideen wiedergiebt, die in den Kreisen Gleichdenkender bald mehr, bald minder zusammenhängend verbreitet sein mögen. So ist es begreiflich, daß ihm in der Reklameankündigung des Heftes der Preußischen Jahrbücher, in dem er erschienen ist, also mindestens unter Zustimmung des gleicher Schule angehörigen Herausgebers derselben, Delbrück, das Zeugnis mitgegeben werden konnte, „er stelle die Probleme einer deutschen Geschichtsschreibung überhaupt ans Licht“.

Unter diesen Umständen sind wir in der Lage, uns aus diesem Aufsatze heraus ungefähr den Gedankenkreis der Jungrankianer überhaupt zu vergegenwärtigen, soweit er sich auf die neueren wirtschafts- und sozialgeschichtlichen Studien bezieht und deren Verhältnis zur Ideenlehre klarzulegen beabsichtigt. Auf zweierlei wird es dabei ankommen: einmal auf die Frage, in welcher Weise denn die Ideenlehre, ganz abgesehen von ihrer philosophischen Bedingtheit durch die idealistischen Systeme aus dem Anfange unseres Jahrhunderts, gegenüber der intensiveren geschichtswissenschaftlichen Forschung überhaupt aufrecht erhalten

werden kann, und weiter auf die Frage, inwiefern es möglich ist, sie gegenüber den Ergebnissen gerade der wirtschaftsgeschichtlichen Forschung aufrecht zu erhalten. Beide Fragen sollen in diesem Abschnitt unserer Untersuchung beantwortet werden; zur Lösung beider bietet die Arbeit Rachfahls lehrreiche Unterlagen.

Ehe wir indes an sie herangehen, müssen wir Rachfahl erst zu einigen allgemeineren Auseinandersetzungen das Wort geben. Wir müssen feststellen, daß Rachfahl die „Probleme einer deutschen Geschichtsschreibung", entsprechend der Formulierung der historiographischen Aufgaben durch die Idealphilosophie, welche das Denken aller unserer älteren historischen Schulen noch beherrscht, von vornherein für identisch ansieht mit der vervollkommneten „Erkenntnis des staatlichen Werdeganges" (S. 48), daß er mindestens das verfassungsgeschichtliche Gebiet in diesem Betracht für weitaus das Wichtigste (S. 83) und weitergehende Bestrebungen zur Auffassung des Gesamtgeschehens unsrer Geschichte höchstens für „löblich" hält (S. 87)[1].

Unter diesen Umständen ist es zum Verständnis der angeregten beiden Einzelfragen vor allem notwendig, zu wissen, wie Rachfahl die deutsche Verfassungsgeschichte einteilt.

Sie zerfällt ihm nun in vier Perioden, nämlich, chronologisch roh bezeichnet, in die der Urzeit, des 6. bis 16. Jahrhunderts, des 16. bis 18. Jahrhunderts und endlich die des 19. Jahrhunderts. Von ihnen ist ihm die erste die der Gau- und Stammesverfassung, die letzte die des nationalen Staates unter gewissen Bedingungen, welche er S. 86 kurz skizziert; auf beide Perioden geht er nicht weiter ein.

Die zweite Periode dagegen ist ihm die Zeit der „unvollkommenen Ausbildung der Staatsidee" (S. 78, vgl. S. 77),

[1] Rachfahl lehnt damit ein Eingehen auf die eigentlichen Probleme meiner Geschichtsdarstellung überhaupt a limine ab. Vgl. die jedem Bande meiner Deutschen Geschichte vorgedruckte Ankündigung, wonach diese Probleme sich in dem Versuch konzentrieren, die „gegenseitige Befruchtung materieller und geistiger Entwicklungsmächte innerhalb der deutschen Geschichte klarzulegen, sowie für die Gesamtentfaltung der materiellen wie geistigen Kultur einheitliche Grundlagen und Fortschrittsstufen nachzuweisen".

der „Unfertigkeit der Staatsidee" (S. 76), der „unentwickelten Staatsidee" (S. 75), der „unbekannten, abstrakten Staatsidee" (S. 70). S. 84 erhalten wir auch eine positivere Bestimmung: die Zeit der „unfertigen patrimonialen Staatsidee". In ihr „müssen wir unterscheiden" (so S. 67; Gründe für die Unterscheidung werden nicht angegeben) zwei Abschnitte. Der erste Abschnitt geht bis ca. 1100 oder ca. 1075 [1]. Er ist „beherrscht" von einem „zentralistischen Prinzipe" (S. 66, 67). Der zweite Abschnitt reicht bis zum „Ende des Mittelalters," das sehr verschieden angesetzt wird, und ist „von einer Tendenz der Dezentralisation beherrscht".

Die dritte Periode endlich, also die Neuzeit mit Ausschluß des 19. Jahrhunderts, ist die Zeit der abstrakten Staatsidee. Ihre Einteilung schwankt, ganz aber ist sie jedenfalls beherrscht noch von einer zweiten Idee, der Idee der Zentralisation. Wird nun die Idee der Zentralisation zu Grunde gelegt, so erhalten wir für sie zwei Abschnitte, nämlich 1. den Zeitraum der äußeren Zentralisation der Territorien; er liegt für die Mark Brandenburg vor 1470 (S. 65), im allgemeinen in der „Übergangszeit vom Mittelalter zur Neuzeit" (S. 84), „im 15. Jahrhundert" (S. 85); 2. den Zeitraum der Wirksamkeit der „Tendenz der inneren Zentralisation" (S. 65, 85). Wird dagegen das Auswirken der abstrakten Staatsidee zu Grunde gelegt, so ergeben sich zwei andere Zeiträume, nämlich 1. das Zeitalter des dualistischen Ständestaates, bis um etwa 1650; 2. das Zeitalter der absoluten Monarchie (S. 66, 85—86). Es würde wohl im Sinne Rachfahls sein, wenn man die Zeiträume der zweiten Einteilung dem zweiten Zeitraum der ersten Einteilung als Unterabteilungen subordinierte. Wie man aber auch verfahren mag: immer gehört der Zeitraum der äußeren Zentralisation der Territorien chronologisch eigentlich in die zweite Periode.

Übersieht man nun den ganzen verfassungsgeschichtlichen Verlauf der deutschen Geschichte nach der Einteilung Rachfahls,

[1] Vgl. S. 66 u. 75. Rachfahl ist in der chronologischen Abgrenzung seiner Perioden schwankender, als man wünschen möchte.

vor allem auch in den von ihm näher charakterisierten mittleren Perioden, so findet man ihn, ganz im Rankeschen Sinne, wenn auch ohne Betonung des göttlichen Hintergrundes Rankes, durchaus von Ideen beherrscht[1].

Gegenüber dieser allgemeinen Auffassung wird es zunächst darauf ankommen, die Anwendbarkeit der Ideenlehre auf die Summe der heute vorhandenen verfassungsgeschichtlichen Kenntnisse an irgend einem klassischen Beispiele nachzuprüfen. Rachfahl bietet hierzu alsbald die Möglichkeit. Wir folgen ihm in der Disposition seiner Ausführungen, wenn wir die Antwort der

[1] Dementsprechend erscheint Rachfahl S. 92 der Staat schlechthin „von Ideen getragen“. Die Möglichkeit einer solchen strikten Auffassung wird die meisten der heutigen Historiker zunächst in hohem Grade befremden, ja sie werden sie für undenkbar halten. Dennoch zeigt sie sich bei Rachfahl aufs deutlichste. Ich führe hierzu zunächst die Frage Rachfahls auf S. 52 an: „Hatte sich die Tendenz staatticher Dezentralisation, von der die deutsche Verfassungsgeschichte damals *beherrscht* wurde, in der *Errichtung* der Landesherrschaft *erschöpft?*“ S. 56 werden ferner „mit der *herrschenden sozialen Idee unverträgliche Zustände* einer niedrigeren Kulturstufe“ erwähnt. Vgl. weiter S. 67: „Das fränkisch-deutsche Reich verdankt seine *Entstehung* nicht sowohl der Naturalwirtschaft (was von niemand behauptet worden ist) ats vielmehr jener *zentralistischen Tendenz*, welche seit den Zeiten der Völkerwanderung die Stämme und Völkerschaften der Urzeit zu immer größeren und umfassenderen staattichen Verbänden verschmotz.“ S. 75: „An die Stelle des zentralistischen Patrimoniatstaates und des Staatskirchentumes der Karolinger und Ottonen trat der reine Feudalstaat theokratischen Charakters, der seinen *Ursprung* der Verkettung der *Wirkungen der unentwickelten Staatsidee* mit den *Prinzipien der Theokratie* und *Feudalität* verdankte.“ S. 78: Der Untergang des alten fränkischen Reiches „ist keineswegs dem Einflusse der Naturalwirtschaft zuzuschreiben (wer sagt das?), sondern der *unvoltkommenen Ausbildung der Staatsidee*“. S. 79: „Der Lehensstaat des fränkisch-deutschen Reiches war . . ein *Erzeugnis* der das politische, religiöse und soziale Leben *beherrschenden Ideen.*“ S. 86: im 17. und 18. Jahrhundert wurde „das dem Staatskirchentume *zu Grunde liegende Prinzip* der Einheit von Staat und Kirche“ abgeschwächt „*zu Gunsten der Idee* der staatlichen Toleranz“. Diesen Stellen könnten zahlreiche andere, den ganzen Aufsatz von Seite zu Seite begleitende Ausführungen gleichen Charakters hinzugefügt werden; siehe besonders noch S. 54, 61, 62, 66, 70, 72, 76, 77, 84, 85.

Betrachtung dessen entnehmen, was er S. 54 f. zum Beginn der dritten Periode äußert. Freilich werden wir dabei nicht umhin können, längere Ausführungen Rachfahls zu reproduzieren und auch in das Detail der deutschen Verfassungsgeschichte einzutreten, indes eine solche Versenkung läßt sich nicht vermeiden: nur eingehende Kritik der Einzelheiten kann zu einem gesicherten Urteil über den wissenschaftlichen Wert des von Rachfahl vorgetragenen Systems verhelfen. Doch soll versucht werden, so kurz zu sein, als möglich.

Zum Beginn der dritten Periode, im Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit, wurde nach Rachfahl „das Zeitalter der staatlichen Dezentralisation in Deutschland abgelöst durch ein Zeitalter neuer Zentralisation: wichtige Aufgaben traten damals an den Staat heran, gebieterisch von ihm ihre Lösung heischend. Der Staat des Mittelalters hatte sich im wesentlichen auf den Macht- und Rechtszweck beschränkt, während die Führerschaft auf dem Gebiete der geistigen Kultur der Kirche[1], auf dem Gebiete des Wirtschaftslebens den Städten[2] zugefallen war. Bei dem Verfalle der ritterlichen Lehnkriegsverfassung und der altdeutschen Gerichtsverfassung vermochte der Staat seinem Macht- und Rechtszwecke nicht mehr zu genügen: eine neue Ordnung des Kriegs- und Gerichtswesens mußte[3] (V) daher geschaffen werden. Mit dem herrschenden theokratischen Systeme, welches den Staat unbedingt der Kirche unterwarf und seine Selbständigkeit erdrückte, mußte (IV) gebrochen werden. Die mittelalterliche Stadtwirtschaft begann ihre Schwächen zu zeigen; die Städte hatten ihre höhere wirtschaftliche Entwicklung benützt, um das platte Land in unleidlich strenger ökonomischer Abhängigkeit zu halten; auch hier konnte sich der Staat der Pflicht nicht (III) entziehen, den

[1] So! Wohin gehören fast das ganze Rechtsleben, wohin Volkspoesie und ritterliche Litteratur, von anderem zu schweigen?

[2] So! Was hat das Wirtschaftsleben im Staate des Mittelalters vor dem 12. Jahrhundert beherrscht? Wohin gehört die territoriale Wirtschaftspolitik des 14. und 15. Jahrhunderts?

[3] Hier und im folgenden von mir gesperrt.

schroffen Gegensatz zu versöhnen. Die Finanzen mußten (II) auf einer neuen Basis geregelt werden, da die Vervielfältigung der Staatsaufgaben auch einen erhöhten Finanzbedarf zur Folge hatte; in die verschiedensten Gebiete des Kulturlebens mußte (I) der Staat helfend und fördernd eingreifen."

Wir sehen nach Rachfahl: die Idee der Zentralisation wirkte sich in den mannigfaltigsten, fast allen Kulturzweigen angehörenden Notwendigkeiten aus. Sehen wir nun davon ab, inwiefern die von Rachfahl angeführten Thatsachen geschichtlich beglaubigt sind oder nicht, nehmen wir vielmehr ihre Richtigkeit durchweg an: so entsteht zunächst die Frage: Warum „mußte" der Staat all diese Notwendigkeiten verwirklichen? Die Antwort Rachfahls haben wir: er mußte es, weil damals „wichtige Aufgaben an ihn herantraten, gebieterisch ihre Lösung heischend", weil das Zeitalter der Dezentralisation durch ein solches der Zentralisation abgelöst wurde.

Ich denke, die Dinge lagen anders. Erst in der angeführten Periode konnte der Staat (I) Kulturzwecke aufnehmen, weil er erst jetzt die Möglichkeit besaß, ihnen vermöge geldwirtschaftlich verbesserter Verwaltung gerecht zu werden; er konnte (II) auf Grund derselben Möglichkeit einer besseren Verwaltung jetzt erst ein anderes Finanzsystem begründen, und er konnte dieses System, insofern es höhere Einnahmen ergab, durch Hinweis auf Erfüllung der sub I genannten Kulturzwecke rechtfertigen. Ich denke weiter zu III: der Staat konnte erst jetzt der Ausbeutungssucht der Städte entgegentreten, weil er dazu in seiner Verwaltung und schon halb geldwirtschaftlichen Ausstattung bessere Machtmittel besaß. Das denke ich erst recht im Punkte IV: das „herrschende" theokratische System hatte schon Jahrhunderte „geherrscht"; erst jetzt konnte sich ihm der Staat vermöge stärkerer Machtmittel entziehen, nachdem er es früher oft genug vergebens versucht, mithin das Muß längst, ja von jeher empfunden hatte. Und nun gar Punkt V! Wenn der mittelalterliche Staat auf den „Macht- und Rechtszweck" beschränkt war — sollte ihm da erst im 15. Jahrhundert vermöge der „Idee der Zentralisation"

eingefallen sein, daß er eine diesem Zwecke entsprechende Ordnung des Kriegs- und Gerichtswesens schaffen müsse? Er wollte sie längst schaffen, konnte sie aber erst zu schaffen versuchen, als er die Mittel dazu hatte.

Also: der Staat konnte jetzt den von Rachfahl zusammengestellten Thätigkeitsrichtungen gerecht werden, weil ihm die Möglichkeit dazu gegeben war[1]. Sowie diese vorhanden war, wies sie, und nicht irgend eine mystische Zentralisationsidee, das stets vorhandene, zu den dauernden Kräften der Geschichte gehörende staatliche Machtbewußtsein, die staatliche Energie vorwärts, hinein in den Erwerb neuer staatlicher Wirkungskreise und bereitete dadurch einen neuen Begriff des Staates vor.

Halten wir hier einen Augenblick inne, um uns über das Wesen des von Rachfahl begangenen Fehlers klar zu werden. Rachfahl verwechselt in allen seinen Ausführungen Ursache und Wirkung. Eine bestimmte staatliche, menschliche Energie ist da. Sie strebt wirksam zu werden. Sie kann das nur innerhalb der ihr objektiv gegebenen Möglichkeiten. Diese Möglichkeiten werden zu ihren Gunsten verändert. Alsbald nützt sie die Gunst der Lage, um vorzudringen. Sie erreicht dabei ein Ergebnis, das man kodifizieren kann. Rachfahl kodifiziert dieses Ergebnis, setzt es als Motiv, vielleicht gar als ein kategorisches Muß, als eine Notwendigkeit für die Energie und läßt sie nach dem Programm dieser Notwendigkeit verfahren.

Wie ist nun ein so grober Fehler denkbar? Er ist es nur deshalb, weil die Entwicklung grundsätzlich so verläuft, wie sie geschildert wurde, aber begleitet wird von einer steigenden Summe von Wechselwirkungen. Indem die staatliche Energie gewisse, früher nicht vorhandene Möglichkeiten der Auswirkung vor sich sieht, erkennt sie in den meisten Fällen nicht sogleich deren volle Ausdehnung; sie beginnt ihre Expansion an irgend

[1] Wir untersuchen diese Möglichkeit ihrer Herkunft nach hier nicht weiter; in wesentlichen Punkten verdankte man sie bekanntlich dem Aufkommen der Geldwirtschaft. Doch ist das für das Ziel der oben geführten Untersuchung gleichgültig.

einem Zipfel. Aber indem sie nun von dem Ergriffenen intuitiv-deduktiv weiter auf das Ganze schließt, wird sie sich der Ausdehnung dieses Ganzen erst bewußt und begrüßt dann dessen Erkenntnis leicht als eigene Schöpfung, objektiviert als „Idee". Diese Selbsttäuschung tritt um so leichter ein, als die bestehenden und sich stets verändernden Möglichkeiten für die Auswirkung der Energie in vielen Fällen durch menschliches Handeln geschaffen sind, also auch durch menschliches Handeln veränderlich, mithin elastisch sind. Ihre volle Erkenntnis kann mithin in vielen Fällen zu dem wirksamen Entschlusse, sie zu ändern, führen: es können mithin „Ideen", einmal aus den Dingen entwickelt, sehr wohl zur Veränderung der Handlungsmöglichkeiten führen. Aber diese Wechselwirkung darf den Forscher doch nie und nimmer das ursprüngliche, allem weiteren zu Grunde liegende Verhältnis verkennen lassen, daß die Idee erst durch Applikation des menschlichen Denkens und Handelns auf die bestehenden Möglichkeiten des Handelns erwächst, daß sie in den großen Zusammenhängen geschichtlicher Entwicklung gegenüber den objektiven Möglichkeiten der Auswirkung der Energie das Posterius ist, nicht das Prius[1].

---

[1] Auch bei Rachfahl findet sich hier und da eine Ahnung dieser einfachen Zusammenhänge. So schließt er die oben S. 53 und 54 zitierte Stelle mit dem Satze: „Wenn aber irgend einer der bestehenden Träger staatlichen Rechtes und staatlicher Gewalt es unternehmen wollte, diesen so ungemein vermehrten Zwecken und Bedürfnissen des öffentlichen Lebens gerecht zu werden, dann mußte eine Erhöhung seiner Machtfülle, seine verstärkte Erhebung über die ihm untergeordneten niederen Gewalten einerseits die unerläßliche Voraussetzung, andrerseits das vornehmste Ziel und die notwendige Folge seines Strebens sein." Man sieht leicht, daß der durch die gesperrten Worte angedeutete Gedanke der Ideenlehre Rachfahls diametral widerspricht. Auch sonst schwankt er. S. 56 spricht er von einer „durch die Konsolidation der Gebiete und durch die schärfere Einfügung der lokalen Gewalten in den Rahmen des Staatsganzen bewirkten Zentralisation". S. 59 läßt er „Tendenzen politischer Zentralisation" von den Landesherren „pflegen". Ganz anders wieder S. 61: hier ist die „Notwendigkeit verstärkter Zentralisation des inneren Staatslebens" das Agens. Vollkommen aus der Rolle dagegen fällt Rachfahl auf S. 62. Was er hier sagt, findet sich mut. mut. genau ebenso

Tritt gleichwohl diese Verwechselung ein, so entsteht eben die „Idee“, etwas Mystisches, Supranaturales und Irrationelles. Es ist ein Fehler, der allen Ideen denknotwendig anhaftet; die Kritik, welche soeben gegen die eine Idee der Zentralisation geltend gemacht worden ist, trifft mithin alle.

Allein Rachfahl begnügt sich nicht mit der Umprägung aller Verfassungsvorgänge in vage und unhaltbare Vorgänge von „Ideen“; ebenso wichtig ist ihm der Nachweis, daß zu dem Leben dieser Ideen wirtschaftsgeschichtliche Entwicklungen so gut wie nichts beitragen, daß sie vor allem niemals als Ursache irgendwelchen verfassungsgeschichtlichen Werdens aufzufassen sind. Eben durch diesen Nachweis soll die Rankesche Welt des „Scheins“ auch neuerdings wieder, trotz ihrer nicht mehr zu leugnenden Bedeutung, vom Allerheiligsten des geschichtlichen Geschehens fern gehalten werden; sie soll zwar geschichtliche „Bedingung“, aber nicht geschichtliche „Ursache“ sein dürfen.

Rachfahl macht den kühnen Versuch eines Beweises in dieser Richtung vornehmlich in den Ausführungen über den ersten Zeitraum seiner zweiten Periode, also die Zeit vom 6. Jahrhundert bis ca. 1050.

Er charakterisiert zunächst diesen Zeitraum kurz auf S. 75 und 84. Darnach ergiebt sich das folgende Bild.

Der Zeitraum beginnt mit der Verwirklichung der Idee der Zentralisation; der Höhepunkt der Wirksamkeit dieser Idee liegt in der Zeit Karls des Großen. „Nachwirkungen“ weisen noch das 9. und 10. Jahrhundert auf, eine „Nachblüte“ die Territorien des deutschen Kolonisationsgebietes. Ergebnis dieser zentralistischen Bewegung ist „ein zentralistisch organisierter Patrimonialstaat mit formell unbeschränkter monarchischer Machtfülle“. Das „Verhältnis dieser Monarchie zur Kirche ist gegeben durch das Prinzip des Staatskirchentums“, seine „gesellschaft-

ausgeführt in meiner Deutschen Geschichte V, 2, S. 534 ff. Rachfahl, der diesen Band noch nicht gekannt hat (s. S. 49, Anm.), bemerkt gerade von dieser Stelle: „In dem Lamprechtschen Schema finden freilich diese Gedankenreihen keinen Platz.“

lichen Grundlagen durch das in der Entwicklung begriffene System (oder Prinzip) feudaler Scheidung der Stände nach den Verhältnissen (oder Verschiedenheiten) des Berufes und des Besitzes". Dieser Staat wird nun aber charakterisiert durch „die ihn beherrschende unfertige patrimoniale Staatsauffassung". Die Folge ist, daß die gesellschaftliche Idee und die kirchliche Idee „stärker sind als die rohe Staatsidee jener Zeit" und infolgedessen die zentralistische Idee besiegen. „Die Idee des staatlichen Zusammenhaltes trat in den Hintergrund gegen die kirchlich-religiöse, gegen die auf der Verschiedenheit der Berufs- und Besitzverhältnisse beruhende soziale Idee; die von diesen beiden Ideen getragenen Mächte sprengten die Einheit des Staatskörpers, dessen Funktionen an sich zu reißen trachtend. Die Regierung Heinrichs IV. und der Investiturstreit bezeichnen ungefähr den entscheidenden Wendepunkt." Damit beginnt ein neuer Zeitraum, „ein Zeitalter der Dezentralisation, der Theokratie und des auf dem Privilegwesen beruhenden reinen Feudalstaates."

Sehen wir uns in dieser Darstellung nach den eigentlich wirksamen Faktoren um! Wir haben als Gegebenes, als Erzeugnis der Zentralisationsidee einen zentralistisch organisierten Staat: somit ist die Zentralisationsidee das erste Agens. Aber der zentralistische Staat hat ein besonderes Ingrediens; er ist verknüpft mit der „rohen Staatsidee jener Zeit", diese „beherrscht" ihn; sie ist das zweite Agens. Aber sie siegt nicht ob; neben ihr erheben sich zwei weitere Agentien, die soziale und die kirchlich-religiöse Idee. Diese sprengen den Staat des Zeitalters der Zentralisationsidee und führen ein anderes Zeitalter, das der Idee der Dezentralisation, herauf.

Suchen wir die Wirksamkeit dieser einzelnen Agentien nach Rachfahl zu verstehen.

I. Von der Wirksamkeit der kirchlich-religiösen Idee erfahren wir bei Rachfahl wenig. Für den Zeitraum bis ca. 1050 — also unsere Periode — wird die Kirche einfach in die aristokratischen Bewegungskreise der sozialen Idee eingeordnet (S. 73 und 74); von der Religion, den Bewegungen der Frömmigkeit,

ist überhaupt nicht die Rede. Genaueres über die kirchliche Idee erfahren wir erst gelegentlich der Schilderung der Einwirkung des Investiturstreites, also für die zweite Hälfte des 11. Jahrhunderts; S. 75 und 76. „Die Stellung des Kaisers als des Schirmvogtes und des obersten Herrn der universellen Kirche wurde abgelöst durch den Anspruch des Papsttums auf die Herrschaft über das Kaisertum und den Staat; der christliche Gottesstaat gipfelte jetzt in der Forderung der Unterwerfung des staatlichen Lebens unter die kirchliche Idee .... Die Kirche erklärte es als ihr Recht, die Grenze zwischen geistlichem und staatlichem Gebiete zu ziehen."

Wir können von den von Rachfahl genauer geschilderten Konsequenzen der kirchlichen Auffassung absehen; wen aber will er wohl glauben machen, daß diese Auffassung selbst in dem von ihm formulierten Inhalte erst in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts aufgetreten ist? Sobald der Gedanke eines christlichen Gottesstaates gefaßt war, seit Augustin ist ihr Kern vorhanden gewesen, und die Tendenz, diesen Gedanken gegen den Staat in Anwendung zu bringen, mithin die „kirchliche Idee" Rachfahls, ist seit mindestens der zweiten Hälfte des 8. Jahrhunderts merkbar.

Es genügte also keineswegs, wie Rachfahl meint, das Auftreten dieser „Idee", um sie zum Siege zu führen. Eine solche Ansicht muß nach der Kenntnis der Dinge, die wir jetzt besitzen, als durchaus unzutreffend bezeichnet werden.

Wir wissen jetzt, und ich habe es z. B. in meiner Deutschen Geschichte II² S. 194 f., 224 f., 288 f., 310 f. deutlich genug ausgeführt, daß das Hervorbrechen und der Sieg der alten kirchlichen Forderungen nur möglich wurde, weil die Kirche sich durch die Entwicklung einer neuen Frömmigkeit der abendländischen Völker, durch eine erstmalige, dem Kulturzustand dieser Völker entsprechende wahrhafte Aneignung der christlichen Religion zu ungeahnter Macht über die Geister emporgehoben sah. Statt von einer „kirchlichen" hätte Rachfahl also in seinem Systeme wenigstens von einer „religiösen Idee" sprechen sollen.

Aber schneite nun etwa diese religiöse Idee plötzlich vom

Himmel herab? Man vergegenwärtige sich nur, etwa in meinem Buche an der Hand der oben angeführten Stellen, aus welcher Unsumme von Faktoren aller Richtungen menschlichen Lebens sie hervorging, wie sie nur eine Seite des gesamten Zeitgeistes bildete! Es ist so bequem, mit Ideen zu operieren als gleichsam Formeln geschichtlichen Werdens; Aufgabe der Forschung ist es, an Stelle solcher Symbole das Leben mit den tausend Einzelheiten zu setzen, in denen es pulsiert.

II. Wir gelangen zur „sozialen Idee“; von ihr, von dem Einwirken der „gesellschaftlichen Grundlage“, spricht Rachfahl S. 71 ff. Er führt da folgendes aus:

1. Es „bildete sich“ in der Merowingerzeit ein „Großgrundbesitzerstand“, aus dem die Grafen, die späteren Territorialherren, entnommen wurden. Wie er sich bildete, wird nicht gesagt. Wir fügen hinzu: vornehmlich infolge wirtschaftlicher Verschiebungen. Genaueres hierüber mag man u. a. Deutsche Geschichte I² S. 308 f., 322 f. nachlesen.

2. Es bildete sich ein „Berufskriegerstand“, als Vorläufer des späteren Ritterstandes. Gründe: a) der alte Heerbann verfiel. Warum? Man konnte „die militärischen Aufgaben eines weitausgedehnten Flächenstaates mit dem Aufgebote der seit ihrer definitiven Seßhaftmachung zu Bauern gewordenen Volksgenossen nicht mehr lösen.“ Also ein wirtschaftlicher Grund! Weil die Volksgenossen Bauern geworden sind, sind sie für den fränkischen Staat als Krieger nicht mehr brauchbar! Hier geht Rachfahl in der freilich unbewußten Anerkennung wirtschaftlicher Ursachen entschieden weiter, als ich; vgl. z. B. D. Gesch. I² S. 312. Aber er hat noch einen anderen Grund: b) der Berufskriegerstand bildete sich, „hervorgerufen durch ein Bedürfnis sozialer Differenzierung, durch einen Akt nationaler Arbeitsteilung“. Es ist anerkennenswert, daß Rachfahl zugiebt, ein Stand habe sich durch einen Akt (richtiger: in einem Akt) nationaler Arbeitsteilung gebildet, wenn die Behauptung auch nicht gerade neu ist. Neu aber ist es gewiß, daß ein Stand als durch das bloße Bedürfnis sozialer Differenzierung gebildet

vorgestellt wird. Sollte da Rachfahl nicht im Geheimen auch der Gedanke einer „Idee" vorgeschwebt haben?

3. Großgrundbesitzer, Berufskrieger und König bilden nun die Acteure des Schauspiels, in dessen Verlauf der Lehnsstaat entsteht; S. 72—73. Nämlich so: a) „Durch das Band der Vasallität" werden die Berufskrieger an ihre großgrundbesitzenden Dienstherren und diese Dienstherren wieder an den König gefesselt. b) „Es wurde Regel", daß der König seine großgrundbesitzenden Vasallen, und es „wurde auch immer mehr Sitte", daß die Dienstherren ihre vasallistischen Berufskrieger mit Benefizien ausstatteten. Diese Thatsachen sind unbezweifelt. Aber warum wurde das Regel und Sitte? Die Antwort giebt Rachfahl an anderer Stelle, S. 74: „Da sich das allgemeine Unterthanenverhältnis als viel zu schwach erwiesen hatte, um die herrschenden Gesellschaftsklassen in der gehörigen Unterordnung unter die Staatsgewalt zu erhalten, so verschärften die Karolinger durch Formen persönlicher Unterwerfung, durch die Ausdehnung der Vasallität und des Benefizialwesens, d. h. durch Ausdehnung des Systems der Feudalität, die Abhängigkeit der Großen des Reiches, und indem sie auf diese beiden Elemente die Heeresverfassung nunmehr gründeten, erhöhten sie die Leistungsfähigkeit des Staatswesens". Zugegeben. Aber warum hatte sich denn das allgemeine Unterthanenverhältnis als viel zu schwach erwiesen? Hier hat Rachfahl keine Antwort mehr. Aus einfachem Grunde. Der Staat der Karolinger, um mit Rachfahl zu reden, ein weitausgedehnter Flächenstaat, hatte das Unglück, mit seinen weiten Flächen in einem Zeitalter der Naturalwirtschaft zu existieren. Daher keine genügenden Verkehrsmittel, keine Möglichkeit dauernder örtlicher Geltendmachung der Zentralgewalt. Daher wieder wachsende Unbotmäßigkeit der Großen und daher „Schwäche des allgemeinen Unterthanenverbandes" [1]. c) Nachdem Rachfahl auf S. 73 von der Begründung

[1] Daher übrigens auch keine Möglichkeit, ein sicheres staatliches Beamtentum zu begründen; siehe dazu das Genauere in meiner Deutschen Geschichte I², 308, 324 f.; II², 102 f., wo aber keineswegs bloß „wirtschaftliche" Gründe für diese Erscheinung angeführt werden. Freilich, mit

des Lehnswesens auf Vasallität und Beneficium gesprochen — wir haben gesehen, wie diese Begründung wesentlich, wenn auch keineswegs allein, auf wirtschaftliche Motive zurückgeht —, fährt er mit dem verhängnisvollen Satze fort: „Von diesen Lehen (feuda) hat man die gesamte, auf der Verschiedenheit der Berufs- und Besitzverhältnisse beruhende Gesellschaftsordnung des Mittelalters nebst allen staatsrechtlichen Konsequenzen, die sich an sie knüpfen, das System der Feudalität genannt." Ich traute meinen Augen nicht, als ich das las. Jetzt auf einmal, beim Eingehen auf die Dinge selbst, zeigt sich auch für Rachfahl, daß der Feudalstaat nicht eine Konsequenz der von der unentwickelten Staatsidee unter Beihilfe der sozialen und kirchlichen Idee mit Erfolg aus dem Sattel gehobenen Zentralisationsidee ist — sondern ganz einfach die Konsequenz der mittelalterlichen Gesellschaftsordnung! Gewiß ist es der Hauptsache nach so, und ich wäre mit Rachfahl ganz einig, wenn er sich noch zu der weiteren Bemerkung bereit finden wollte, diese Gesellschaftsordnung sei nicht aufgekommen, weil es so „Brauch" wurde, oder weil sich etwas „bildete", sondern einfach, weil die wirtschaftlichen Verhältnisse und Entwicklungen der Hauptsache nach (neben anderen Gründen) so, wie ich es im einzelnen angedeutet habe, eine soziale Differenzierung im Sinne der feudalen Gesellschaft forderten.

4. Aus der Entwicklung des gegenseitigen Verhältnisses der Großgrundbesitzer und Berufskrieger (d. h. der aristokratischen Schichten) und des Königs war also — Rachfahl hat es selbst gesagt — der Hauptsache nach der feudale Staat hervorgegangen. Wie stellten sich dazu nun die niederen Schichten, vor allem die Bauern? Rachfahl kommt im Verlauf seiner Darstellung erst jetzt auf sie zu sprechen und schildert S. 73—74 ihre „niedersteigende Bewegung" hinsichtlich ihrer rechtlichen und sozialen Stellung — von ihrer wirtschaftlichen Stellung ist in dieser allge-

der Begründung Rachfahls habe ich mich auch nicht begnügt; er sagt ganz einfach S. 74: „Es wurde Brauch", den hohen Beamten der Provinzialverwaltung auch ihre Amtsgewalt zum Lehen zu übertragen.

meinen Ankündigung des Themas nicht die Rede. Gleichwohl was erfahren wir? „Auf die Naturaldienste der großen Menge seiner Unterthanen zumal in Krieg und Gericht war der fränkische Staat unter den ersten Merowingern gegründet worden; da der Bauer den schweren staatlichen Lasten nicht gewachsen war, so vermochte er oft nicht sein Eigentum, mitunter sogar nicht einmal seine Freiheit zu bewahren" und wurde Hintersasse eines Großgrundbesitzers; dieser aber wurde zum Grundherrn. Also: die wirtschaftliche Stellung wurde zunächst verändert, und zwar durch Motive der Naturalwirtschaft; das zog dann eine Veränderung der sozialen und rechtlichen Stellung nach sich. Das ist auch nach der Darstellung Rachfahls, ja gerade nach ihr, absolut klar. Auch Rachfahl kann sich diesem erdrückend deutlichen Zusammenhang nicht entziehen. Aber er stellt ihn sich in seiner Art vor. „Gewiß haben den Gang dieser Entwicklung Einrichtungen bestimmt, wie sie in spätrömischer Zeit bestanden und von den Franken übernommen wurden, nämlich die Ungleichartigkeit der Besitzverhältnisse infolge der Existenz eines ausgebreiteten weltlichen und geistlichen Großgrundbesitzes, desgleichen die zur Zeit der fränkischen Eroberung herrschenden Patronatsverhältnisse und die mit der Großgrundherrschaft verbundene Patrimonialgerichtsbarkeit; — niemals jedoch wäre dieses Vorbild so wirksam geworden, wenn nicht durch die einheimischen Zustände selbst bei dem Steigen der Kultur Voraussetzungen gegeben waren, die einen derartigen Verlauf der Dinge mit Notwendigkeit forderten." Welche „Zustände" sind das nun gewesen? Es bleibt gerade nach Rachfahls Ausführungen kein Zweifel: es waren wirtschaftliche, es war wirtschaftlicher Rückgang. Und der trat nun nach Rachfahl mit dem „Steigen der Kultur" ein. Hier erscheint zum erstenmal das ominöse „Steigen der Kultur". Welchen Begriff die Phrase hier maskiert, ist nicht zweifelhaft: es ist der Begriff der naturalwirtschaftlichen Entwicklung, die aus Gründen, die ich D. Gesch. I² S. 308 ff. dargelegt habe, allerdings zur sozialen Differenzierung in Großgrundbesitz und minderhäbige Besitzer geführt hat.

Die Entstehung der grundholden Klassen unter den Großgrundherren ist also nach Rachfahl ausschließlich (nach meiner Auffassung nur wesentlich) durch wirtschaftliche Momente bedingt. Entstanden diese Klassen aber, so bedeutete das zweifelsohne eine große Stärkung der Grundherren. Auch Rachfahl giebt das zu, aber merkwürdigerweise wesentlich nur nach der wirtschaftlichen Seite: „der Großgrundbesitz erfuhr dadurch seine beträchtlichste Erweiterung." Die politische Wirkung dagegen, die zu betonen Rachfahls Denkart viel näher liegen müßte, schätzt er gering: „von dem Institute der Grundherrschaft an sich drohte der Reichsgewalt schwerlich eine Gefahr." Wir werden bald sehen, warum diese Anomalie in seinem Denken eintritt. Hier wollen wir zunächst nur folgendes feststellen. Wenn Rachfahl der Entwicklung der grundholden Klassen nur irgend einen größeren Einfluß auf die Bedeutung des „Großgrundbesitzerstandes" zuschreibt — und er thut es —, so hätte er dieselbe vor der Erörterung des politischen Einflusses der Grundbesitzer, also spätestens unter Nr. 1, darstellen müssen. Denn wie soll man eine politisch wirksame soziale Schicht von der Bedeutung der Großgrundbesitzer verstehen, wenn man deren treibende Kräfte nicht kennt? Aber Rachfahl schlägt den umgekehrten Weg ein, den alten Weg „von oben und außen her", aus dem sich niemals die genetische Ansicht eines geschichtlichen Verlaufes ergeben kann, statt den einzig zulässigen „von unten her und von innen heraus" zu nehmen. So muß er wohl, um die Ergebnisse der unteren treibenden Kräfte, die er nicht kennen will und mit Redensarten von „steigender Kultur" abfertigt, überhaupt irgendwie einzuführen, zu mystischen „Ideen" seine Zuflucht nehmen, d. h. die Energie der tiefsten und elementarsten geschichtlichen Arbeit aus der Luft greifen.

5. Unter diesen Umständen versteht man, daß Rachfahl jetzt, nachdem er alle gesellschaftlichen Klassen und die Staatsgewalt in gegenseitige Beziehung gebracht hat oder wenigstens hätte bringen sollen, noch ein Kapitel über die Beamtenaristokratie hinzufügen kann. Er erzählt da folgendes. „Die Beamtenaristokratie, der Inbegriff der hohen weltlichen und geistlichen

Würdenträger, war diejenige gesellschaftliche Macht, die sich der königlichen Zentralgewalt am feindlichsten gegenüberstellte. Anfangs in strenger Abhängigkeit gehalten, lernten sie sich bald als selbständige Macht im Staate fühlen" (warum?): so kam es zur Entthronung der Merowinger. Aber nun erwuchsen die Karolinger als neues Herrschergeschlecht und wußten durch Ausbildung der Feudalität den Adel nochmals an den Staat zu ketten. „Was freilich damals eine Stärkung der Staatsgewalt bedeutete, das wurde später Ursache ihres abermaligen und dauernden Niederganges. Es wurde Brauch (warum??), den hohen Beamten der Provinzialverwaltung auch ihre Amtsgewalt zu Lehen zu übertragen; dadurch wurde die Feudalisierung des Staatswesens und die Auflösung der Staatsgewalt entschieden." Wir sehen hier ein zweimaliges Angehen der Beamtenaristokratie gegen den Staat, etwa im 6. und im 9. Jahrhundert. Die Richtigkeit dieser Darstellung sei hier nicht beanstandet. Aber die Gründe? Sie fehlen. Sie lagen eben nicht im bloßen Beamtentum, sondern in der Thatsache, daß die Beamten Großgrundherren waren. Nicht als Beamte — als solche hätten sie einfach vom Staate abhängig sein können — sondern als grundherrlicher Adel setzten sie sich in den Besitz staatlicher Hoheitsrechte, zunächst auf dem Wege des Lehens, dann auf dem des Privilegiums.

Das will freilich Rachfahl nicht Wort haben, und darum jene schon oben hervorgehobene Anomalie seines Denkens, die sich in den Worten ausdrückt: „von dem Institute der Grundherrschaft an sich drohte der Reichsgewalt schwerlich eine Gefahr." Natürlich: „an sich" nicht; diese vorsichtig hinzugesetzten Worte werden in ihrer Bedeutung erst jetzt klar. Wohl aber in Verbindung mit dem Beamtentum. Aber gerade diese Verbindung lehnt Rachfahl ab, indem er fortfährt: „Vielmehr war die Beamtenaristokratie diejenige gesellschaftliche Macht, die sich der königlichen Zentralgewalt am feindlichsten gegenüberstellte."

So gelangen wir zu folgendem Ergebnis: Die Beamtenaristokratie wurde dem Königtum (neben manchen anderen

Gründen) eben dadurch gefährlich, daß sie zugleich großgrundherrschaftlich war. Folglich war Abschnitt 5 mit unter Abschnitt 1 zu ziehen. Erst wenn das geschehen, und wenn auch Abschnitt 4 unter Abschnitt 1 gezogen worden wäre, hätte das Dasein des frühmittelalterlichen Adels aus den notwendigen wirtschaftlichen und sozialen Prämissen heraus begriffen werden können und Rachfahl sich den fatalen Eingang ersparen können, daß ein Großgrundbesitzerstand „sich bildete".

Fassen wir nun zusammen, was sich über die „soziale Idee" überhaupt sagen läßt. Durchweg haben sich Rachfahls Ausführungen als nicht genügend tief gegründet erwiesen; durchweg gelangten wir, wenn wir die von ihm betretenen Wege zu Ende verfolgten, auf wesentlich wirtschaftliche Voraussetzungen seiner Darstellung. Es ist nichts mit der sozialen Idee, die von oben wirkend soziale Schichten und eine sozial so und so charakterisierte Verfassung erzeugt haben soll; statt dieser Formel haben wir vielmehr lebendiges, von unten auf quellendes Dasein, und statt eines Wortes einen großen, von uns übrigens hier keineswegs erschöpfend behandelten Reichtum von Entwicklungen gefunden.

Nun hat freilich auch Rachfahl das Bedürfnis gefühlt, seiner sozialen Idee an einer Stelle noch ein weiteres treibendes Prinzip zuzugesellen. Die ganze Darstellung der Auswirkung der sozialen Idee leitet er nämlich mit den Worten ein: „Im fränkischen Staate hatte sich unter dem Einflusse der steigenden Kultur auf Grund der in den Berufs- und Besitzverhältnissen eintretenden großen Verschiebungen eine vollkommene Neugestaltung der Gesellschaftsordnung vollzogen." Also wieder das uns schon bekannte Motiv der steigenden Kultur! Was mag Rachfahl an dieser Stelle wohl darunter gemeint haben? Ich denke, nichts andres als früher: im wesentlichen die Vorgänge und Konsequenzen steigender Volkswirtschaft. Ist dem so, so wären wir ja einig. Freilich: die „soziale Idee" wäre dann um so mehr zum Schemen und die wirtschaftliche Einwirkung um so stärker zur Wirklichkeit geworden.

III. Über das dritte von Rachfahl eingeführte Agens, die

„rohe Staatsidee", können wir uns wieder sehr kurz fassen. Rachfahl giebt sie selbst auf, sowie er ihr einigermaßen ins Gesicht schaut. S. 84 bemerkt er, der Staat unsrer Periode werde „charakterisiert durch seine dem niedrigen Zustande der allgemeinen Kultur, zumeist den Zuständen der Naturalwirtschaft, angepaßte primitive und kunstlose Organisation, durch die ihn beherrschende unfertige, patrimoniale Staatsauffassung". Sollte nun Rachfahl nach diesem Satze noch behaupten, die unfertige Staatsidee habe die primitive Staatsorganisation geschaffen und diese dann die niedrige Kultur und als einen besonders wichtigen Teil derselben die Naturalwirtschaft? Ich glaube nicht. Wie ich wird er umgekehrt schließen; nicht um ein teleologisches, sondern um ein kausales Verhältnis handelt es sich.

IV. So bleibt nur noch das vierte Agens, die Idee der Zentralisation, zu besprechen. Wollen wir den Charakter dieser Idee genauer kennen lernen, so müssen wir die gesamte, oben auf S. 50 f. dargestellte Periodeneinteilung der deutschen Verfassungsgeschichte, wie sie Rachfahl aufgestellt hat, heranziehen. Also: 1. Periode: Urzeit, von Rachfahl nicht genauer behandelt; 2. Periode: 6. bis 16. Jahrhundert, a) c. 500—1050 Zeitraum der zentralistischen Idee und der rohen Staatsidee, b) c. 1050—1500 Zeitraum der Dezentralisationsidee und der rohen Staatsidee; 3. Periode: 16. bis 18. Jahrhundert, Zeit der zentralistischen Idee und der abstrakten Staatsidee; 4. Periode: 19. Jahrhundert, nicht genauer behandelt.

Zunächst: Rachfahl geht auf die erste und vierte Periode nicht weiter ein, weil hier seine Abgrenzung mit der meinigen zusammenfällt, obwohl die beiderseitigen Gründe für die gewählte Einteilung weit auseinander gehen. Wenn wir aber die vierte Periode in seinem Sinne genauer charakterisieren wollen und dazu seine kurzen Ausführungen auf S. 86 benutzen [1],

[1] Der neue deutsche Staat beruht „auf den Prinzipien der nationalen Einheit, der staatlichen Toleranz in religiösen Dingen (die „Idee der staatlichen Toleranz" schon in Periode III wirksam! S. 84) und der

was werden wir da sagen? Doch nur, daß diese Periode eine Zeit der zentralistischen Idee und der abstrakten Staatsidee ist. Damit fehlt aber der Unterschied gegen die dritte Periode! Und auch bei der ersten Periode ergeben sich Schwierigkeiten. Rachfahl charakterisiert sie kurz (S. 84) als die Zeit „der losen, atomistischen Gau- und Stammesverfassung": läuft das nicht auf eine „rohe Staatsidee" hinaus? Und sicher ist, daß diese Zeit in ihrem Fortschritt von Völkerschaft zu Stamm und Reich durch die „Zentralisationsidee beherrscht" wird.

Doch wir wollen das nicht Alles urgieren; die Periodisierung Rachfahls hat sich nach allem, was bisher ausgeführt, schon als unglücklich genug erwiesen. Wir möchten nur das eine zu bedenken geben. Durch alle vier Perioden läßt sich die Idee der Zentralisation und der Dezentralisation verfolgen. Natürlich: wenn die eine nicht herrscht, muß die andere vorhanden sein. Nun „herrscht" aber die Zentralisationsidee von den Anfängen der Urzeit bis ca. 1050, und sie „herrscht" wieder von ca. 1500 bis auf heute.

Sollte sie da nicht eigentlich die Regel sein und die Dezentralisationsidee nur die Ausnahme? Mit anderen Worten, da es eigentliche Ausnahmen für wissenschaftliches Denken nicht giebt, sollte nicht auch der Dezentralisationsidee der Zeit von c. 1050 bis 1500, wenn auch latent, die Zentralisationsidee zu Grunde liegen? Die genannte Zeit ist diejenige, in der sich das alte Reich als Träger des Verfassungslebens untauglich erweist, in der das staatliche Leben auf die Territorien überzugehen beginnt. Darin sind wir doch einig? Und auch darin, daß in dieser Zeit in den Territorien keine Dezentralisationsidee, sondern eine bisweilen recht kräftige Zentralisationsidee herrscht! Mithin ist dieser Zeitraum nur vom Standpunkte des Reiches aus antizentralistisch, zentralistisch dagegen vom Standpunkte der Territorien, d. h. vom Standpunkte der Träger des aufblühen-

Autonomie der kirchlichen Gesellschaften, individueller und staatsbürgerlicher Freiheit, sowie der allgemeinen Teilnahme an den aktiven politischen Rechten".

den, zukünftigen Staatslebens aus. Mithin ist auch dieser Zeitraum bei tieferer Betrachtung zentralistisch. Mithin sind alle Perioden zentralistisch: die ganze deutsche Verfassungsgeschichte ist von der Idee der Zentralisation „beherrscht".

Ist das nun neu? Gewöhnlich pflegt man dafür zu sagen: Jede zusammenhängende nationale Kulturentwicklung verläuft in steigender Arbeitsteilung und dementsprechend steigender Arbeitsvereinigung. An dieser Bewegung nimmt auch und vor allem der Staat teil. Er wird als Ganzes immer zentralistischer und immer detaillierter in seinen örtlichen Einwirkungen Das sind freilich Binsenwahrheiten, und keine „Ideen". Aber es ist nun einmal so: auch die beste Idee Rachfahls erweist sich als unfaßbar, und soweit sie eine Wahrheit enthält, steht diese unter der weit umfassenderen Wahrheit der arbeitsteiligen und arbeitsvereinigenden Entwicklung.

Wir gelangen jetzt zum Gesamtergebnis. Die großen Agentien, die vier Ideen der deutschen Verfassungsgeschichte des 6. bis 11. Jahrhunderts sind ihres Geheimnisses entkleidet. Hinter ihnen stehen sehr einfache Entwicklungsvorgänge, die in ihrer tiefsten Begründung auf vornehmlich wirtschaftliche Wurzeln führen. Dies freilich nicht immer. Nicht dahin zu führen scheint z. B. die kirchliche Idee. Von ihr würde man dies nur dann behaupten können, wenn nachgewiesen wäre, daß die kirchlichen Vorgänge, welche Rachfahl unter dem Namen der kirchlichen Idee zusammenfaßt, auf religiöse Entwicklungen, diese religiösen Entwicklungen auf Wandlungen des nationalen Selbstbewußtseins und die Wandlungen dieses Selbstbewußtseins wieder in letzter Instanz auf wirtschaftliche Wandlungen zurückgingen. Von dieser Schlußkette sind mir alle Glieder mit Ausnahme des letzten sicher, dieses aber keineswegs. Dies zu hören, wird Rachfahl freilich erstaunt sein, nachdem er mich nach einigen wenigen Ausführungen des IV. Bandes meiner Deutschen Geschichte zum Materialismus verurteilt hat.

Ich erkenne also an — und sage damit keineswegs etwas für mich Neues —: in der deutschen Verfassungsgeschichte des

6. bis 11. Jahrhunderts, wie in jedem anderen Zeitraum unseres Staatslebens, giebt es neben der Wirksamkeit der wirtschaftlichen und sozialen Faktoren auch Wirkungen, die von anderen Seiten herkommen, und ich will hinzufügen, daß die geistigen Wirkungen meiner Ansicht nach mit fortschreitender Volkswirtschaft und damit stärker entwickelter nationaler Mußezeit für geistige Dinge immer beträchtlicher werden. Was ich aber verneine und nach den soeben gegebenen Ausführungen, wegen deren Selbstverständlichkeit ich den Leser um Entschuldigung bitte, nicht einmal, sondern tausendmal zu verneinen Grund und Recht habe, das ist die hyperidealistische Anschauung, als ob die geistigen Kräfte allein die konstituierenden Kräfte wären, neben denen die wirtschaftlichen (und sozialen) Momente nur als unwesentliche „Bedingungen" nebenher liefen. Nicht im geringsten kann davon die Rede sein; geistige und „materielle" Wirkungen sind gleichen Ranges und können deshalb im Momente ihres Einflusses grundsätzlich unabhängig von einander zur Wirkung gelangen: sie sind koordiniert, und zweifelsohne sind auf verfassungsgeschichtlichem Gebiete die sozialen und wirtschaftlichen Momente sogar in den meisten Zeiten leichter erkennbar und auch die mächtigeren. Kommt Rachfahl zu anderen Ergebnissen, so ist ihm das nur möglich, indem er, selbstverständlich bona fide, die Untersuchung der konstituierenden Kräfte jedesmal da abbricht, wo für sie eine wirtschaftliche Basis sichtbar wird.

Und nun: was ist das Gesamtergebnis dieses Hin-und-her von Erörterungen? Ich denke, vor allem zweierlei. Auf verfassungsgeschichtlichem Gebiete, auf das Rachfahl von vornherein die Diskussion eingeengt hat, können „Ideen" als Agentien nicht anerkannt werden; sie sind vielmehr, soweit sie nicht supranaturalistische Eigenschaften haben — mit denen sie erst recht nicht in die Wissenschaft gehören —, in die ihrer Anschauung zu Grunde liegenden thatsächlichen, sei es ideellen, sei es materiellen Tendenzen aufzulösen. Und zweitens: die Welt des „Scheins" läßt sich nicht zu gunsten irgend einer Ideologie eliminieren, indem man sich auf die Ausflucht zurückzieht, die Ideen seien

das „eigentlich" Wirkende, der „Schein" aber nur die „Bedingung" ihrer Auswirkung. Nein, der „Schein" ist etwas sehr Reales; er umfaßt Welten von psychischem Leben, die für die Entwicklung nicht bloß als „Unterlage" dienen, deren Einfluß vielmehr auf das geschichtliche Werden ein ebenso ursächlicher ist, wie der der geistigen Bewegung.

Das alles zunächst auf dem Gebiete der Verfassungsgeschichte. Aber so wenig ich mit Rachfahl darin einverstanden bin, daß die deutsche Geschichte wie überhaupt jede Nationalgeschichte nur Staatsgeschichte sei, so gern bin ich doch bereit, ihm an dieser Stelle in dem von ihm gewiß als richtig empfundenen Rückschluß zu folgen, daß, was hier für die Verfassungsgeschichte Geltung hat, auch für alle anderen Fragen geschichtlichen Lebens gelte. Die soeben gefundenen Ergebnisse sind allgemeinen Charakters; ganz allgemein muß die Ideenlehre verworfen werden, und ganz allgemein ist es richtig, daß die wirtschaftlichen Faktoren des geschichtlichen Lebens nicht „Schein" sind, sondern ein lebendiger, verursachender, gleichberechtigter Teil der Geschichte selbst.

* * *

Insofern ich die Ideologie Rachfahls zu widerlegen hatte, könnte ich hier schließen. Aber ich möchte es nicht. Es ist klar, daß der Ausgang meiner Erörterungen sich nicht mehr bloß gegen die Jungrankianer wendet, sondern auch gegen Ranke selbst. Eben seine Ideenlehre und seine Theorie vom Schein, letztere ja nur das absolut notwendige Komplement der Ideenlehre, sind nicht haltbar. Sie haben ihre Zeit gehabt, sie werden immer das große Monument einer ganzen Periode unserer Geschichtsschreibung und eines genialen Historikers bleiben. Aber die Geschichte der Wissenschaft geht über sie hinweg, wie sie über die metaphysisch-mystischen Systeme der Idealphilosophie hinweggegangen ist[1].

[1] Ich brauche dabei wohl kaum zu bemerken, daß mit der Verwerfung der Rankeschen Ideenlehre noch keineswegs die Existenz und Wirksamkeit von Ideen in der Geschichte überhaupt geleugnet ist. Inwiefern sie wirken und methodisch zu behandeln sind, das wäre erst

Zunächst: die heutige Wissenschaft ist intensiver geworden. Sie betrachtet nicht mehr an erster Stelle weltgeschichtliche Zusammenhänge, so wenig wie die beschreibenden Naturwissenschaften noch vom Zusammenraffen aller besonderen Erscheinungen des Lebens unter gewisse äußerliche Kategorien leben, welche, im Sinne der platonisierenden Naturphilosophie der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts gefaßt, sehr wohl den geschichtlichen Ideen zu vergleichen wären. Wie hier eine ganz andere, intensivere Arbeit begonnen hat, die in den biologischen Disziplinen von der Betrachtung der Zelle als konstituierender Einheit des einzelnen Organismus ausgeht, so hat sich auch in den historischen Disziplinen die intensiver gewordene Forschung vor allem jenen Problemen des nationalen Geschichtslebens zugewandt, deren Lösung sich von einem Eindringen in die konstituierenden einfachsten Kräfte des geschichtlichen Lebens erwarten läßt. Der Rankesche Universalismus, eine der Voraussetzungen der Ideenlehre, findet zunächst keine volle Stätte mehr; erst später einmal, wenn der Unterbau der primitiv konstituierenden historischen Elemente den Zeitgenossen als leidlich abgeschlossen erscheinen wird, mag er in anderer Gestalt wissenschaftlich berechtigt wieder aufleben.

Aber auch die andere Voraussetzung der Rankeschen Ideenlehre hat sich verflüchtigt. Sehen wir von der persönlich mystischen Färbung ab, welche die Lehre gerade bei Ranke erhalten hat, so liegt sie in der Annahme der Irrationalität alles geschichtlichen Geschehens. Diese Annahme aber besteht nicht mehr zu Recht. Neuere Methoden haben weite Gebiete geschichtlichen Geschehens als einer bestimmten Kausalität unterworfen nachgewiesen und somit rationalisiert[1]. So besteht jetzt — und wird wohl immer bestehen — in der Geschichte nebeneinander eine große Gruppe von Vorgängen, die sich rationaler Untersuchung öffnen — es ist die Rankesche Welt des Scheins —, und eine große Gruppe

noch Sache der Erörterung. Einstweilen vergleiche man die freilich ziemlich unklare Arbeit von Lazarus über die Ideen in der Geschichte, Zs. f. Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft III (1865), 385—486.

[1] S. oben S. 7 ff.

von Ereignissen, für die das nicht zutrifft, weil sie rein persönlich und vielfach durch geniale Naturen bedingt sind. Unter diesen Umständen könnte die Ideenlehre nur dann noch weiter bestehen, wenn es anginge, die Gruppe rationalen Geschehens gleichwohl in irgend einer Form dem Begriff des Irrationalen unterzuordnen. Es liegt auf der Hand, daß das unmöglich ist; an den Versuchen, es gleichwohl zu thun, ist Rachfahl gescheitert und werden alle ähnlich denkenden Historiker scheitern. Der Begriff des Irrationalen ist exklusiven Charakters; gilt er prinzipiell, so ist nicht abzusehen, was das Rationale noch neben ihm soll.

Ganz anders der Begriff des Rationalen. Ich kann mir sehr wohl eine Welt denken, von der ich einen Teil rational begreife, und von der ich einen anderen Teil noch als irrational charakterisieren muß unter dem Vorbehalt, daß die Auflösung dieses Irrationalen Postulat des menschlichen Denkens ist und somit Sache der Zukunft, wenn auch vielleicht einer späten oder gar unendlich entfernten, sein muß. Es ist die Lage, in der sich die Naturwissenschaft seit Lionardo da Vinci, Galilei und Newton gegenüber ihren Objekten befindet. Es ist dieselbe Lage, in welche die Geschichtswissenschaft mit dem rationalen Verständnis zunächst auch nur eines Teiles ihrer Objekte eingetreten ist. Von diesem Augenblick an können wohl noch Rückfälle zur alten rein irrational-supranaturalistischen Anschauung erfolgen, ein vollkommener Abfall aber nicht mehr. Und damit ist nunmehr auch von dieser Seite her die Aufrechterhaltung oder gar Entwicklung eines hyperidealistischen Systems zur Gesamterklärung der geschichtlichen Vorgänge nicht mehr oder nur noch als Rückfall denkbar.

Von beiden Punkten also ihres Ausgangs her, von dem universalistischen wie dem mystisch-transcendentalen, ist die Ideenlehre Rankes überwunden; ihr Verschwinden ist darum nur noch eine Frage der Zeit.

Natürlich sind die Folgen eines solchen Wandels bedeutend. Ich möchte das hier nur noch für eine Frage ausführen, die

gerade Ranke vielfach beschäftigt hat[1], für die Frage des geschichtlichen Fortschrittes und die damit eng verbundene Frage der geschichtlichen Entwicklung.

Ranke betrachtet diese Frage natürlich ausschließlich vom universalgeschichtlichen Standpunkt. Weist die Weltgeschichte als Ganzes einen Fortschritt auf? das ist ihm das Problem.

Er nähert sich ihm mit folgenden Bemerkungen[2]: „Der Historiker hat ein Hauptaugenmerk erstens darauf zu richten, wie die Menschen in einer bestimmten Periode gedacht und gelebt haben; dann findet er, daß, abgesehen von gewissen unwandelbaren ewigen Hauptideen, z. B. der moralischen, jede Epoche ihre besondere Tendenz und ihr eigenes Ideal hat. Wenn nun aber auch jede Epoche an und für sich ihre Berechtigung und ihren Wert hat, so darf doch nicht übersehen werden, was aus ihr hervorging. Der Historiker hat also fürs zweite auch den Unterschied zwischen den einzelnen Epochen wahrzunehmen, um die innere Notwendigkeit der Aufeinanderfolge zu betrachten."

Unter der Anwendung dieser Methode ergiebt sich nun für Ranke folgendes:

1. „Ein unbedingter Fortschritt, eine höchst entschiedene Steigerung ist anzunehmen, soweit wir die Geschichte verfolgen können, im Bereiche der materiellen Interessen, in welchen auch ohne eine ganz ungeheure Umwälzung ein Rückschritt kaum wird stattfinden können."[3] Er kommt auf diesen Gedanken noch zweimal zurück: „In materiellen Dingen nehme ich einen Fortschritt an, weil hier eines aus dem andern hervorgeht"[4]; „ein Fortschritt ist anzunehmen in allem, was sich sowohl auf die Erkenntnis als die Betrachtung der Natur bezieht ... Dies hängt weiter zusammen mit dem, was wir Expansion nennen. Die Expansion der moralischen und reli-

[1] Vgl. vor allem die Berchtesgadener Vorträge I u. II, W.G. IX[2] S. 1—13.

[2] A. a. O. S. 5.

[3] A. a. O. S. 6.

[4] A. a. O. S. 8; von mir gesperrt.

giösen Ideen, überhaupt der Ideen der Menschheit ist in einem unaufhörlichen Fortschritt begriffen, und da, wo einmal ein Mittelpunkt der Kultur besteht, hat dieselbe die Tendenz, sich nach allen Seiten hin auszubreiten, aber nicht so, daß man sagen könnte, der Fortschritt sei an jedem Punkte ohne allen Widerstand. — In den mehr materiellen Beziehungen also, in der Ausbildung und Anwendung der exakten Wissenschaften und ebenso in der Herbeiführung der verschiedenen Nationen und Individuen zur Idee der Menschheit und der Kultur ist der Fortschritt ein unbedingter."[1]

2. Dieser unbedingte Fortschritt auf den genannten Gebieten hat aber für Ranke wenig Bedeutung. Es sind ja Vorgänge in der Welt des Scheins. Wesentliche Frage ist nur, ob in der Welt der Ideen ein Fortschritt nachweisbar ist. Ranke hat sich hierüber in den „Päpsten"[2] höchst merkwürdig im Sinne der Division und Integration von Entwicklungsrichtungen geäußert: „Wohl ist es wahr, daß das Überhandnehmen der inneren Gegensätze die Einheit der Gesamtheit stört, aber es ist, wenn wir uns nicht täuschen, ein anderes Gesetz des Lebens, daß sich damit auch zugleich eine höhere und größere Entwicklung vorbereitet." Indes hiervon hören wir in den Berchtesgabener Vorträgen nichts mehr. Hier meint Ranke im allgemeinen im Anschluß an die oben S. 74 zuerst zitierten Worte: „Ein gewisser Fortschritt ist hierbei nicht zu verkennen, aber ich möchte nicht behaupten, daß sich derselbe in einer geraden Linie bewegt, sondern mehr wie ein Strom, der sich auf eigne Weise einen eignen Weg bahnt."[3]

Er neigt sich also hier von dem Begriffe des Fortschrittes mehr zu dem der Entwicklung. S. 4 führt er das näher aus: Die „fortdauernde Bewegung der Menschheit" „beruht darauf, daß die großen geistigen Tendenzen, welche die Menschheit beherrschen, sich bald auseinander erheben, bald aneinander reihen. In diesen Tendenzen ist aber immer eine bestimmte partikuläre

[1] A. a. O. S. 11—12.
[2] S.W. 37, 564.
[3] Vgl. auch Berchtesgadener Vorträge S. 2 unten.

Richtung, welche vorwiegt und bewirkt, daß die übrigen zurücktreten. So war z. B. in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts das religiöse Element so überwiegend, daß das litterarische vor demselben zurücktrat. Im 18. Jahrhundert hingegen gewann das Utilisierungsbestreben ein solches Terrain, daß vor diesem die Kunst und die ihr verwandten Thätigkeiten weichen mußten. In jeder Epoche der Menschheit äußert sich also eine bestimmte große Tendenz, und der Fortschritt beruht darauf, daß eine gewisse Bewegung des menschlichen Geistes in jeder Periode sich darstellt, welche bald die eine, bald die andere Tendenz hervorhebt und in derselben sich eigentümlich manifestiert." Ranke wird nicht müde, diesen Gedanken zu variieren. Und wie er ganz mit seiner Ideenlehre zusammenhängt, so führt er ihn unmittelbar zu Gott. „Eben darum folgen die Zeiten auseinander, damit in allen geschehe, was in keiner einzelnen möglich ist; damit die ganze Fülle des dem menschlichen Geschlechte von der Gottheit eingehauchten geistigen Lebens in der Reihe der Jahrhunderte zu Tage komme." [1] „Vom Standpunkte der göttlichen Idee kann ich mir die Sache nicht anders denken, als daß die Menschheit eine unendliche Mannigfaltigkeit von Entwicklungen in sich birgt, welche nach und nach zum Vorschein kommen, und zwar nach Gesetzen, die uns unbekannt sind, geheimnisvoller und größer, als man denkt." [2] Bei solcher Auffassung kann nun, abgesehen von der allmählichen Evolution der menschlichen Eigenschaften, von Periode zu Periode entweder ein successiver Fortschritt irgendwelcher Art als eintretend gedacht werden oder nicht. Nach dem Schlusse des letzten Citates steht aber schon fest, daß Ranke einen solchen Fortschritt nicht mit Sicherheit anzunehmen oder gar zu erweisen wagt. Er schwankt hier ehrfurchtsvoll, er steht in seiner Auffassung der Entwicklung eigentlich noch auf dem Standpunkte Leibnizens, und die Maßstäbe seiner Beurteilung verwirren sich. „Ich glaube, daß in jeder Generation die wirkliche moralische Größe der in jeder anderen gleich ist, und daß es in der moralischen Größe gar

[1] D. Gesch.; G.W. 4, 1.
[2] W.G. IX², S. 7.

keine höhere Potenz giebt," sagt er S. 8 der Berchtesgadener Vorträge, — und S. 9 führt er aus „daß oft frühere Epochen viel moralischer waren, als spätere", wie er anderseits S. 11 äußert: „nur das könne man zugeben, daß die früheren Begriffe der Moral unvollkommen waren, aber seitdem das Christentum und mit ihm die wahre Moralität und Religion erschienen ist, konnte hierin kein Fortschritt mehr stattfinden".

Bei solchen Schwankungen, deren sich noch mehrere feststellen ließen, lohnt es indessen nicht, noch weiter zu verweilen. Die Wurzeln der ganzen Anschauung Rankes liegen zu Tage, und mit ihnen steht und fällt sie. Sie sind gegeben vor allem in der Ideenlehre, sowie wiederum in der Quelle für diese, im mystischen Idealismus. Wir wissen, daß diese Grundlagen nicht haltbar sind — wie sollten es aus ihnen abgeleitete Sätze sein!

Die neuere Geschichtswissenschaft wird die Frage nach Fortschritt und Entwicklung in der Geschichte von ganz anderen Voraussetzungen aus zu beantworten versuchen müssen, gewiß mit all der Bescheidenheit, die das Beispiel Rankes predigt, und keinesfalls einstweilen anders, als im Sinne der Formulierung von Problemen.

Fest wird für sie vor allem stehen, daß die Frage nicht von vornherein vom universalhistorischen, sondern zunächst von einem viel engeren Standpunkte, vom nationalen, von unten herauf, angegriffen werden muß. Die Weltgeschichte verläuft in der Abfolge der Nationen — kann man für die Geschichte der einzelnen Nationen von Fortschritt und Entwicklung reden?

Das ist die erste Frage. Und innerhalb ihres Bereiches wird wieder, nach Rankes Beispiel, zwischen den sogenannten materiellen und den sogenannten idealen Faktoren der geschichtlichen Bewegung unterschieden werden müssen. Hier wird man in der Behandlung der materiellen Faktoren ganz Ranke folgen können, *einschließlich der von ihm gegebenen Motivierung*. Steht damit für die materielle Seite der Entwicklung eine kausale Evolution *auch nach Ranke* fest, so tritt die Frage auf: wie stellt sich dazu die geistige Entwicklung?

Sie kann nur empirisch, durch Bearbeitung der verschiedenen Nationalgeschichten unter diesem Gesichtspunkte, beantwortet werden. Für die deutsche Geschichte glaube ich auf Grund induktiv geführter, mich seit zwei Jahrzehnten beschäftigender Studien behaupten zu können, daß die Perioden geistiger Entwicklung mit denen der materiellen Entwicklung zusammenfallen und auch dann, wenn die Chronologie nicht völlig übereinstimmt, doch innerlich zusammenhängen. Inwiefern, das habe ich in meiner Deutschen Geschichte ausgeführt. Ob freilich damit ein kausales Verhältnis im Sinne etwa der Folge geistiger Bewegungen aus materiellen oder sonstwie gegeben ist, diese Frage ist noch vielfach offen, kann jedenfalls keineswegs von vornherein generell beantwortetet werden, sondern bedarf vor allem der energischsten Nachprüfung im einzelnen und der Zerlegung in tiefere, noch in ihr enthaltene Fragen. Soll indes ein allgemeiner Erfahrungssatz provisorisch ausgesprochen werden, so wird er kaum anders lauten können, als ungefähr im Sinne der Ausführungen, die P. Barth jüngst zu den Lehren Marxens in den Jahrb. f. Stat. u. Natök. (dritte Folge, Bd. XI, S. 1 ff., namentlich S. 29 ff.) gemacht hat.

Besteht so für das nationale Werden, wie auch die Sache im einzelnen sich gestalten mag, eine Evolution, so ist damit freilich über den Gedanken des Fortschrittes noch garnichts ausgesagt. Der Begriff des Fortschrittes kann zunächst subjektiv aufgefaßt werden: man kann vom Fortschritt im Personalhabitus des Einzelnen reden, und auch innerhalb dieser Kategorie sind wieder tausend Abwandlungen der Vorstellung, die moralische, intellektuelle, ästhetische u. s. w., denkbar. Nach welcher soll man da nun urteilen? Und urteilt man selbst, daß für alle diese Abwandlungen sich eine steigende Intensität der Wirksamkeit ergiebt — wäre damit darüber etwas ausgesagt, daß diese steigende Intensität ein Fortschritt sei? Offenbar ist der Fortschritt in diesem Zusammenhange keine Kategorie der Geschichtswissenschaft. Er ist es auch in keinem andern; denn die eben angestellten Erwägungen lassen sich auch für jede objektive Auffassung des Begriffes mut. mut. wiederholen. Man wird also am besten

auf geschichtlichem Gebiete von Fortschritt nicht sprechen; jede Periode der Entwicklung will vielmehr rein aus sich und aus ihren Prämissen ohne jeden Seitenblick und ohne jedes Werturteil verstanden sein. Eben indem dies geschieht, wird der Evolution ihr Recht.

Ist aber über den evolutionistischen Charakter der nationalen Geschichten kein Zweifel, so ist damit über den weltgeschichtlichen Verlauf immer noch kein Urteil gewonnen. Und ich möchte hier vom Standpunkte der Geschichtswissenschaft vorläufig auch nicht einmal eine Vermutung äußern. Klar kann man da einstweilen nicht sehen; das beweist, wenn irgend etwas, das Scheitern Rankes. Wohl aber läßt sich das nächste Problem formulieren, dessen Lösung einen weiteren Einblick verstatten würde. Es käme darauf an, Rezeptionen und Renaissancen als Formen lokaler und zeitlicher universalgeschichtlicher Vermittlung genauer zu untersuchen, ihre Naturgeschichte gleichsam, ihre typischen Voraussetzungen und Konsequenzen festzustellen, um dann an der Hand des damit gewonnenen Maßstabes festzulegen, inwiefern in jedem einzelnen Falle eine Rezeption oder eine Renaissance eine Entwicklung über die der Rezeption oder Renaissance zu Grunde liegende Kultur hinaus herbeigeführt hat oder nicht. Das wäre aber nicht *die* Vorarbeit für ein tieferes weltgeschichtliches Verständnis, sondern nur eine der notwendigen Vorarbeiten unter vielen.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co. in Altenburg.


3 2044 010 641 363



